This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

+ *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
+ *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
+ *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
+ *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at http://books.google.com/

Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

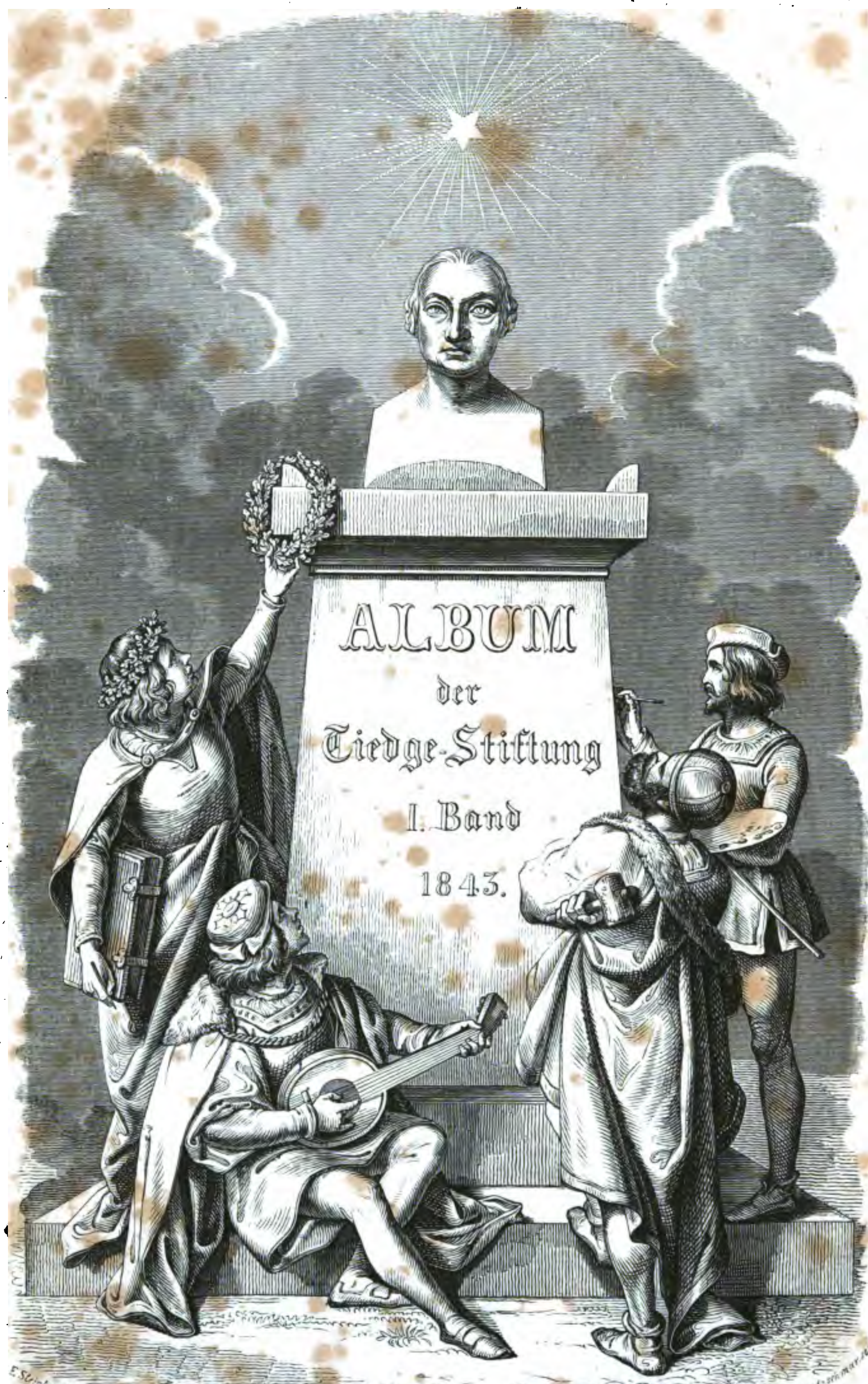
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Album der Tiedge-Stiftung.

TAYLOR INSTITUTION

DOMI MINA
NUS TIO
ILLU MEA

Vet. G.cr. III B. 526


ALBUM
der
Tiedge-Stiftung
I. Band
1843.

Album

der

Tiedge-Stiftung.

Gaben deutscher Schriftsteller

gesammelt und herausgegeben

von dem

Comité der Tiedge-Stiftung zu Dresden.

Erster Band.

Dresden,

Verlag der Tiedge-Stiftung.

1843.

TAYLOR INSTITUTION
UNIVERSITY
29 OCT 1963
OF OXFORD
LIBRARY

Druck von B. G. Teubner in Dresden.

Zur Erklärung des Titelbildes

von

Theodor Hell.

Des Dichters Werk wird nimmer untergehen,
Den spät, doch uns zu früh, der Himmel rief,
In der Verklärung reinstem Glanz zu stehen!
Urania, sie ist sein Heimathsbrief!

Doch auch ein irdisch Zeugniß sollte bleiben
Von jenem Geist, der liebend ihn beseelt;
Ein schwacher Keim, er sollte Blüthen treiben
Und Früchte bringen, voll und ungezählt.

Drum gruben seine Freunde und Verehrer
Den Namen, dem sie treue Ehrfurcht weih'n,
Nicht in vergänglich Erz, noch Stein, zu leerer,
Ihm so ganz fremder, eitler Dauer ein.

In seinem Geiste, der mit mildem Sinne
Für Alle sorgte, Allen freundlich war,
Stellt sich die Stiftung, jetzt noch im Beginne,
Doch einst, mit Gott! im reichsten Seegen dar.

Und auf sein theures Haupt, vom Stern beglänzet,
Der über ihm im ew'gen Feuer strahlt,
Hinblickend, seht den Denkstein ihr bekränzet
Von jeder Kunst, die Seelentiefen malt.

Ob Töne sie beschwingt zum Himmel tragen,
Ob sie Gestalten bildet, ob beim Lied
Des Dichters höher uns're Pulse schlagen,
Ob Malerei ihr farbenreich Gebiet, —

Sie weiß, daß hier, in Tiedge's Sinn begründet,
Für das Bedürfniß, das wohl auch sich naht,
Ein Kreis von Freunden anspruchslos verbündet
Zu einer stillen aber guten Saat.

Sie wird, von Deutschlands Edelsten gestreuet,
Aufgeh'n und Früchte bringen mit der Zeit,
Daß sich auch hier das schöne Wort erneuet:
Das Gute bleibt und wirkt in Ewigkeit.

Vorwort.

Der Zweck des Buches, welches wir dem Publicum zu wohlwollender Aufnahme übergeben, ist schon in dessen Ueberschrift ausgesprochen. Es ist — sowie die edle Stiftung, die es befördern helfen soll, dem Andenken

Christoph August Tiedge's,

des unsterblichen Sängers der „Urania" von Vielen seiner Verehrer in Liebe und Dankbarkeit gewidmet.

Man erwarte hier keine Apologie des Mannes, dessen dichterischer Genius die Lebensfrage:

„Entstehen, Sein, Tod — Gott, Unsterblichkeit!"

in dem Gewande der erhabensten Lyrik, in einer Sprache voll des reinsten Wohllautes gelöset hat, wodurch der Sinn so vieler Lebensmüden gestärkt und die unsichre Ueberzeugung so manches Zweiflers auf immer befestigt worden ist.

Was Tiedge war, wie er lebte und webte, dichtete und trachtete, hat Er selbst so naiv und rührend in hinterlassenen biographischen Fragmenten geschildert, welche bis zum Anfang des neuen Jahrhunderts reichen, aber mit der Periode der ersten Demüthigung des deutschen Vaterlandes, nach der Schlacht von Jena aufhören, von wo an dann sein Freund Karl Falkenstein die Biographie bis zu dessen Tode fortführte.

Am 9. März 1841 schwebte die entfesselte Psyche aufwärts zu der Heimath des Lichtes, aus dem sie entstammt war, — und schon am 31. Januar 1842 führte dankbare Liebe eine nicht unbedeutende Anzahl von Freunden und Verehrern des Entschlummerten zu einem Vereine zusammen, welcher einen

Entwurf zu den Statuten berieth, den unterzeichneten Comité wählte und sofort den Entschluß faßte:

„Das Andenken an den Sänger der Urania in dem
„ihm eigen gewesenen bescheidenen und menschen-
„freundlichen Sinne auf eine würdige Weise auf
„die Nachwelt zu bringen."

Das geeignetste Denkmal schien eine Stiftung, die seinen Namen trüge, und

I. die Beförderung geistiger Cultur,

II. Unterstützung hülfsbedürftiger Dichter und Künstler

zum Gegenstande ihrer Zwecke machte.

In einer zweiten Zusammenkunft am 25. Februar 1842 wurden die Statuten genehmigt, durch gemeinschaftliche Unterschrift aller anwesenden Vereinsmitglieder vollzogen, und am 20. Oktober desselben Jahres vom hohen Ministerium des Cultus und öffentlichen Unterrichts bestätigt.

Hierauf beschloß der Comité den Auftrag, durch alle ihm zu Gebote stehende ehrenhafte Mittel, unter denen jedoch dasjenige einer öffentlichen Aufforderung zu Geldbeiträgen nicht in Anwendung kommen sollte, die nöthige Summe herbeizuschaffen, um den ersten Theil der Stiftung — „die Preisertheilung von hundert Ducaten für das in einem Zeitraum von fünf zu fünf Jahren erschienene beste Dichterwerk, sei es in gebundner oder ungebundner Rede abgefaßt," — so bald als möglich in das Werk treten zu lassen.

Das Schiedsrichteramt wird von drei unpartheiischen, namhaften und mit unserer vaterländischen Literatur genau bekannten Schriftstellern verwaltet, welche das K. S. Cultusministerium aus fünf vom Comité hierzu vorgeschlagenen Candidaten zu erwählen hat.

Dieses waren die der Stiftung vorgesteckten Zwecke. Alle Vertreter der Kunst und Wissenschaft wurden freundlichst eingeladen, ein jeder in seiner Weise zur Erreichung jenes Ziels das Seinige beizutragen. Es war gewiß ein höchst erfreuliches

Ereigniß zu nennen, daß zuerst die holde Kunst der Töne ihrer Zwillingsschwester der Poesie hierzu traulich die Hand bot.

Deutschlands erste dramatische Sängerin, Wilhelmine Schröder-Devrient, hat durch ein am 26. Februar 1842 im Saale der Gesellschaft „Harmonie" zu Dresden gegebenes glänzendes Concert, welches durch die Gegenwart J. J. M. M. des Königs und der Königin und des ganzen königlichen Hofes verherrlicht wurde, mit großmüthiger Uneigennützigkeit den ersten Grund zum Fonds der Stiftung gelegt.

Das Concert wurde durch folgenden Prolog, den der Freiherr Ernst von Brunnow gedichtet und die berühmte Künstlerin mit edler Begeisterung gesprochen hat, eingeleitet:

Ein trauter Bund vereint die holden Musen,
Sie reichen sich die schwesterliche Hand,
Zu fördern alles Schöne, was im Busen
Der edlern Menschheit seinen Ursprung fand;
Doch treu vor Allen halten sich umschlungen
Die Musen, denen Ton und Lied entklungen!

Erbraust das Meer der mächtigen Accorde,
So bebt im Innersten des Dichters Brust,
Und von den Lippen strömen ihm die Worte,
Und wecken im Gemüthe Schmerz und Lust;
Getragen von der Töne lauten Wogen
Kommt prächtiger des Liedes Schwan gezogen!

Doch zaubergleich weckt in der Tonkunst Seele
Die Poesie auch die Begeisterung;
Bald flötend wie des Haines Philomele,
Bald adlerkühn im Melodieenschwung,
So folgt sie mit der Töne schönem Zuge
Dem Dichter nach auf dem Gedankenfluge.

So herrscht ein edler Wechsel auch von Geben
Und von Empfangen bei der Schwesterkunst,
Die eine soll der andern Werth erheben,
Sie fördern, wo sie kann, mit Liebesgunst;
Ein Bruderchor im freien Reich der Geister
Sind alle Dichter und der Töne Meister!

Ein Sonnenjahr ist bald dahin geschwunden,
Seit uns ein hehrer Dichtergreis verließ,
Seit er das schöne Jenseit hat gefunden,
Was hoffend im Gesang er uns verhieß,
Ich nenn' ihn nicht, den tausend Herzen nennen,
Dem tausendfach des Dankes Opfer brennen!

Das Höchste, was die Menschenbrust durchdrungen,
Mit Ahnung, Zweifel, Wonn' und Furcht bewegt,
Das war das Ziel, wonach er kühn gerungen,
Wohin des Geistes Sternenflug ihn trägt;
Das Lied von Gott, Unsterblichkeit und Tugend,
Er hat's vollbracht und gab ihm Götterjugend!

Mit Lieb' und mit Begeist'rung aufgenommen
Hat er das deutsche Volk in seinem Schooß;
Kein Haß, kein Spott hat es hinweg genommen,
Unsterblichkeit ist ächter Dichtung Loos,
Sie wandelt von Geschlechte zu Geschlechte
Und lehret uns das Heilige und Rechte!

Drum laßt ein Denkmal uns dem Dichter weihen,
Was geistig wirke durch die Folgezeit,
Was Lieder sich an Lieder lasse reihen,
Aufstrebend zu erhab'ner Herrlichkeit;
Nicht kalter Marmor, nein, des Guten Saaten,
Sie sollen glänzen in des Lebens Thaten!

Die Tonkunst will den ersten Grundstein legen,
Sie lud euch ein in diesen heitern Raum,
Und ihre Hoffnung ward gekrönt mit Seegen,
Zur Wirklichkeit habt ihr gemacht den Traum!
So nehmt den Dank in dieser Weihestunde,
Den wärmsten Herzensdank aus meinem Munde!

Hatte die Tonkunst zu dem Fonds der Stiftung den ersten Grund gelegt, so sollten ihre beiden Schwestern, „Malerei und Sculptur," das Werk vollenden helfen.

Im Sommer des Jahres 1842 bewirkte der Comité nicht ohne große Mühwaltung eine Ausstellung von Gemälden und Kunstgegenständen älterer und neuerer Zeit, welche durch

die nie genug zu preisende Mitwirkung edler Kunstfreunde von Nah' und Fern zu einer der schönsten erhoben wurde, die jemals in Dresden gesehen worden ist.

Außer J. J. M. M. dem Könige und der Königin von Sachsen ließen sich die angesehensten Bewohner Dresdens bewegen, das Beste, was ein Jeder von Kunstgegenständen besaß, zu diesem Endzwecke darzuleihen.

Einige lieferten sogar durch einen Cyclus von Gemälden ungemein belehrende Uebersichten von gewissen Kunstepochen, wie z. B. Se. Excellenz Herr Staatsminister v. Lindenau aus der altitalienischen (Sieneser und Florentiner) Kunstschule, Herr von Quandt, mit Lucas Cranach beginnend, eine Reihenfolge bis auf die neueste Zeit, Herr Geheimer Rath und Ober-Ceremonienmeister von Preuß, Freiherr von Krause und Herr Professor J. C. Dahl einen Ueberblick der Landschaftsmalerei von H. W. E. Dietrich bis auf unsere Tage. Die Beiträge aus den Sammlungen der Herren Professoren J. Hübner und E. Bendemann repräsentirten auf eine würdige Weise die neuere Düsseldorfer Schule.

Der hochherzigen Gesinnung Ihrer Majestät der Königin Marie von Sachsen und des Herrn von Krause verdankt die Ausstellung — was die plastische Kunst betrifft — ihre Hauptzierden in dem betenden Mädchen von W. v. Hoyer in Rom, und in dem unübertrefflichen Eros in carrarischem Marmor von Thorwaldsen's Meisterhand aus des großen Künstlers bester Zeit.

Daß die treugesinnte Schwesterstadt Leipzig, die nie ein gemeinnütziges Streben unberücksichtigt läßt, auch bei dieser Gelegenheit nicht zurückblieb und der Residenz an Zahl und Gehalt der Spenden keineswegs nachstand, dafür bürgen schon die Namen eines Freiherrn von Speck-Sternburg, Consuls Schletter, Hofraths Dr. Keil und Heinrich Brockhaus, die so oft in dem Ausstellungsverzeichnisse wiederkehr-

ten, und deren Sammlungen bereits der Gegenstand europäischer Bewunderung geworden sind.

Auch von Berlin wurde durch die Huld Sr. Majestät des Königs Friedrich Wilhelm IV. und anderer angesehener Privatpersonen und Künstler manches werthvolle Bild als Repräsentant der neuesten deutschen Malerschule eingesendet.

Mit wahrer Freude ergreift der Comité diese Gelegenheit, auch jetzt eine heilige Pflicht der Erkenntlichkeit zu erfüllen, und allen Denjenigen, welche jene Ausstellung durch ihre Kunstschätze zu schmücken bereitwillig waren, hiermit den tiefgefühltesten Dank auszusprechen.

Sie hat vom **1.** Mai bis zum **18.** September **1842** im geräumigen akademischen Expositions-Saale auf der Brühl-schen Terrasse stattgefunden, nachdem hoher Genehmigung zufolge in den zwei letzten Monaten die alljährlich übliche akademische Ausstellung von Kunstsachen mit derjenigen der Tiedge-Stiftung sich vereinigt hatte.

Das erfreuliche Resultat des obenerwähnten Zusammenwirkens der Schwesterkünste war, daß es dem Comité möglich geworden ist, am **11.** November **1842** die Summe von **4000** Gulden königl. würtembergischer Pfandbriefe bei dem hohen Cultusministerium in Dresden zu deponiren, und durch sein Programm vom **24.** Juni **1842** den ersten Theil der Tiedge-Stiftung — die Preisertheilung — ins Leben zu rufen. Es ist deßhalb auch bereits die Erklärung veröffentlicht worden:

> „daß am ersten Januar **1848** der Preis von **100** Stück Ducaten dem Verfasser desjenigen dichterischen Werkes deutscher Sprache ertheilt werden soll, welches in dem Zeitraume von dem **1.** Julius **1842** bis **1.** Julius **1847** im Druck erschienen ist, und welches die nach Vorschrift der § **19.** der Statuten gewählten Preisrichter als das vorzüglichste anerkannt haben."

Unermüdet suchte inzwischen der Comité zu Dresden seine Thätigkeit nach allen Richtungen hin zu verbreiten, und faßte,

von Zweig-Comitéen zu Aachen und Frankfurt a. M. unterstützt (ähnliche in den Städten Berlin, Cöln und Leipzig sind in Aussicht gestellt), um für die fernere Vermehrung des Fonds Sorge zu tragen und dadurch den zweiten Theil der Stiftung — die Unterstützung hülfsbedürftiger Dichter und Künstler — sobald als möglich in das Leben treten zu lassen, den Plan, eine Verloosung von Gemälden und Kunstgegenständen zu veranstalten, welche von wohlwollenden Künstlern und Kunstfreunden mit der Bestimmung, zum Besten der Stiftung ausgespielt zu werden, geschenkt worden waren.

Er erließ zu dem Ende im Junius **1842** das Verloosungs-Programm, wobei er, um eine größere Theilnahme für den Plan zu erwecken, die Bestimmung traf, daß gar keine Nieten stattfinden sollten, sondern jeder Betheiligte selbst für den Fall, daß ihm keiner der Gewinne (bestehend in Oel- und Aquarell-Gemälden, Handzeichnungen, plastischen Kunstwerken u. s. w.) zu Theil würde, durch ein schön ausgestattetes Album, d. i. eine Sammlung kurzer Aufsätze und Gedichte der ausgezeichnetsten Schriftsteller Deutschlands, entschädigt werde.

Des Comité's Bitte und Aufruf an die Letzteren fand, wie es nicht anders zu erwarten stand, eine günstige Aufnahme; denn sehr bald trafen von allen Theilen unsers deutschen Vaterlandes, ja sogar aus Schweden und Dänemark, Beiträge ein, — und wenn wir jetzt im Stande sind, ein so befriedigendes Gewinn-Aequivalent in gegenwärtigem Album bieten zu können, so verdanken wir dies der hochherzigen Gesinnung von Deutschlands patriotischen Sängern, deren reiche Zusendungen uns sogar ermuthigen, späterhin einen zweiten Theil des Album's folgen zu lassen, wozu wir diejenigen Beiträge, die jetzt aus Mangel an Raum nicht haben aufgenommen werden können, als schätzbare Gaben dankbar aufbewahren werden.

Um aber die Theilnehmer an der Verloosung noch mehr zu befriedigen, wurde der Beschluß gefaßt, ein von dem in Dresden lebenden genialen Prinzen von Java — **Raden Saleh Ben-Jachja** — der Stiftung geschenktes und mit zur Verloosung kommendes schönes Oelgemälde, „die Löwenjagd," von dem rühmlichst bekannten Künstler Herrn Grünewald in Dresden lithographiren zn lassen, welches Diejenigen, die mehr als ein Loos genommen haben, als eine zweite werthvolle Kunstgabe erhalten sollen.

Dieses treffliche Blatt wird jeder Erwartung entsprechen, das Album aber durch äußere und innere Ausstattung den Beweis liefern, daß der Comité, die Zwecke der Stiftung vor Augen behaltend, das Schöne mit dem Nützlichen zu verbinden bemüht gewesen, und daß bei allen seinen Unternehmungen Pietät Führerin ihm war. Seinen hauptsächlichsten äußeren Schmuck verdankt das Album der edlen Gesinnung des genialen Meisters Steinbrück in Düsseldorf, welcher die Zeichnung zu dem Titelblatte unentgeldlich lieferte, die Herr Kretzschmar in Leipzig mit kunstgeübter Hand im Holzschnitt ausgeführt hat.

Und so möge sich denn dies bescheidene Album bei allen Freunden deutscher Literatur diejenige Theilnahme erwerben, zu welcher das damit beabsichtigte Gedeihen der nützlichen Stiftung berechtiget.

Dresden, im August 1843.

Der Comité der Tiedge-Stiftung.

Serre, Vorstand.
v. Brunnow.
Falkenstein.
v. Wachsmann.
Winkler.

Inhaltsverzeichniß

nach den Dichtern alphabetisch geordnet.

Seite

Grabesgrün

von

E. M. Arndt.

Die Helden schlafen, all ihr Schall und Schein
Wie stumm und dunkel unter'm Leichenstein!
Wie schließt das Grab — sie nennen's sanfte Ruh —
Für alle gleich so Klag' als Wonne zu!

Die Helden schlafen, rostend hängt ihr Schwerdt
Mit Schild und Helm und Fahnen ehrenwerth,
Frisch wirkt die Motte drin und webt der Wurm,
Kalt braust vorbei des Tages wilder Sturm.

O Zeit, du graue Todtengräberin,
Ob allem Leid und Weh Hinschweberin,
O Zeit, nur Du allein hast nimmer Zeit,
Hinfliegen heißet Dir Unsterblichkeit.

Unsterblichkeit? wohl mir! ich sehe grün
Aus Deinem Grau das Leben wieder blühn,
Im Zeugen und Gebären ewig jung
Schwingst Du der Welt geheimnißvollen Schwung.

Unsterblichkeit? wohl mir! drum Heldenmacht
Versinke fröhlich in die dunkle Nacht!
Verklinget Namen und Gedächtniß gar!
Nichts stirbt, was wirklich gut und göttlich war.

Frisch kämpft die That, hell klingt das mächt'ge Wort
Gleich Licht und Blitz allgegenwärtig fort;
Geburt und Tod in stetem Wechsellauf,
Hier schläft's und dort wacht's lustig wieder auf.

So kreiset denn, Jahrtausend', euren Tanz,
So greife, Geist, den höchsten Wonneglanz,
Zerschlage das Sekundenglas der Zeit
Und greife und begreife — Ewigkeit.

Ferdousi

von

Ida Gräfin Hahn-Hahn.

Meiner Gnaden Sonne glänzet
Allen Dienern fern und nah,
Alle sind beschenkt, bereichert,
Hoch in Ansehn, spricht der Schah,
Wer mir diente, mich erfreute,
Ward belohnt durch meine Huld,
Für Ferdousi, meinen Sänger,
Bin ich nur allein in Schuld.

Wer von Helden hat gesungen,
Wer die Herrscher hoch gestellt,
Dem gebührt der Platz der Ehren
Bei dem König einer Welt!
Nehmet Gold und Purpurkleider,
Nehmt ein Roß und Schmuck und Wehr,
Grüßt vom Schah den holden Sänger,
Bringet mir Ferdousi her!

Und die Schranzen stehn erschrocken
Vor des Herrschers Machtgebot,
Niemand kennt Ferdousi's Hütte,
Niemand ahnet seine Noth.

Niemand weiß, daß oft dem Dichter
Obdach und das Brod gebricht,
Schah-Nameh kennt wohl ein Jeder,
Doch wo er ist, weiß man nicht.

Und gehorsam ihrem Herrscher
Ziehen sie durch's Perserland
Mit den köstlich reichen Schätzen,
Die dem Dichter er gesandt.
Fragen forschend an den Thoren
Aller Städte groß und klein,
Ob hier lebt der holde Sänger,
Ob hier mag Ferdousi sein?

Endlich klingt auf ihre Fragen
Die ersehnte Antwort: Ja! —
O wie groß ist ihre Freude!
O wie froh wird sein der Schah!
Und sie nahen mit Kleinodien,
Gold und Purpur seiner Thür.
„Heil Ferdousi! Heil dem Dichter!
Heil des Perserlandes Zier!"

Jauchzen tönt von allen Lippen,
Jubel schallt um's stille Haus;
Sieh da öffnet sich die Pforte
Und Ferdousi zieht heraus,
Zieht heraus als stille Leiche,
Der Verwesung sich'rer Raub,
Und die Huldigung des Herrschers
Senket sich auf seinen Staub.

Erst wieg's dann wag's

von

H. E. Graf Bentzel Sternau.

An Tiedge.

Sei hehr begrüßt, o spät zu früh entnommen
Dem Erdball lehrend schönstes Aetherwallen,
Du menschlich Licht in Prunkes Weihehallen,
Apostel-Dichter! Klarer unter Frommen!

Nie mit des Beifalls Wogenstrom geschwommen,
Nie opfernd buhlerischem Weltgefallen,
Verschmäh'nd der Clubsbegeist'rung Heuchlerlallen
Hast du der reinen Muse Preis erklommen.

Den Erden-Welten bleibst du unvergessen,
Dein Saitenspiel hängt in der Psyche Tempel,
Die fernste Nachwelt wird an's Herz es pressen!

Zerstiebten einst die Pharisäerstempel,
Ward Untergang dem Scheinheil zugemessen,
Strahlt noch, Gemüthsapostel! dein Exempel.

Mariahalden am Zürichsee,
21. Decbr. 1842.

Nach Shakspeare's „Wintermährchen",

gelesen von Tiek.

Von

Dr. C. G. Carus.

Wenn tausendfältige Strahlen von dem Göttlichen ausgehend auf tausendfältige Weise von den Erscheinungen der Welt zurückgespiegelt werden — von wo ist es, daß der Strahl am unmittelbarsten, am meisten als volles, ganzes Sonnenbild wieder erscheinet? — wo anders als von der Erscheinung des ächten, des wahrhaftigen Poeten? — Nur von ihm aus strahlt wie vom Göttlichen selbst eine wahrhaftige, eine lebendige Welt! — Ist im vollendeten Heiligen die innerste Idee des Göttlichen lebendig geworden, so ist dies doch nicht wie im Poeten die ganze Offenbarung — es ist eine Auswahl, ein Sublimat — ein Excerpt! — aber im Poeten tritt die Welt selbst mit ihren Lücken und Vollkommenheiten, ihren Schönheiten und Widerlichkeiten, ihrem Guten und Bösen, wie ihre Erscheinung von Ewigkeit her im Geiste des Göttlichen selbst aufgestiegen war, hervor — belebt — begeistert uns — und ist das höchste Document der eignen göttlichen Natur menschlichen Geistes! —

Diese Gedanken kommen mir heute, als die Zauberwelt dieses heitersten, frischesten Pfeiles aus Shakspeare's Köcher mich belebend, ja entzückend durchdrungen hatte. — O! dieser Shakspeare ist selbst wie die Hermione! und verloren, und von Tausenden todt geglaubt! immer lebend und beseligend steigt er von seinem Piedestal hernieder zu allen Denen, die seinen geheimnißvollen Kreisen mit Liebe und Hingebung sich nahen! — — Uebrigens wurde mir heute auch recht klar, warum so manche sonst

glücklich begabte Naturen zum innern Verständniß dieses Dichters sich gar nicht hindurch arbeiten können.

Seine Werke sind nämlich in so großartigem Zusammenhange gedacht, daß nothwendig ein Standpunct gefordert wird, das Ganze zu überblicken, um die hohe Kraft des Meisters zu empfinden. — Denke dir Raphaels Verklärung in einer handbreiten Entfernung stückweise betrachtet!

Du stehst einzelne prächtige Köpfe, Hände, Füße, dann leere Stellen, dunkle oder helle Flächen, die dir ohne Bedeutung scheinen, und gewiß! du würdest bald ermüden, solltest du lange solche stückweise Betrachtungen fortsetzen! Aber nun weiter zurück! — in die rechte Entfernung! in das rechte Licht, und jetzt blitzt dir auf einmal die Macht der ganzen Conception des Künstlers entgegen! So mit Shakspeare's Stücken! — Lies diese Wintermährchen stückweis, heut einen Akt; morgen einen andern! Vieles wird dich erfreuen, manches vielleicht dir unbedeutend scheinen, anderes zerrissen und ohne rechten Zusammenhang dir vorkommen! Nun aber das Ganze so ohne Unterbrechung rein und klar auf einmal aufgerollt! und welche Fülle des Lebens, welche hohe poetische Freiheit, welche Frischheit der Zeichnung! — Also Heil dem Dichter, und Dank dem Leser! —

Auf besonderes Ersuchen des Herrn Major Serre gebe ich hier aus meinen Papieren einen Aufsatz, niedergeschrieben unmittelbar nach einer Lectüre der Wintermährchen Shakspeare's durch Tiek. — Mehrmals ist es mir nach seinen Lectüren begegnet, daß eine innere Nöthigung mich drängte, mir von den dadurch angeregten Stimmungen und Gedanken Rechenschaft zu geben. Einen Aufsatz dieser Art über Lear hat mein verehrter Freund Tiek selbst mit unter seinen dramaturgischen Blättern zu der einstmaligen Morgenzeitung von Dresden aufgenommen und abdrucken lassen. — Den gegenwärtigen Aufsatz schrieb ich vor ziemlich zehn Jahren, im November des Jahres 1833.

Weihe

von

Heinrich Zschokke.

Wenn in der Brust geheimen Gründen
Sich keine schöne Ahnung regt;
Wer, um das höchste Gut zu finden,
Nur an den Fels der Wüste schlägt:
Der nahe nimmer unserm Kreise,
Ihm ist das große Weltall leer;
Er steht verarmt wie eine Waise,
Und findet keinen Frieden mehr.

Hier, uns'res Tempels heil'ge Hallen
Verklärt der Weisheit Wunderkraft;
Das Irdische soll uns entfallen,
Verwehn die Glut der Leidenschaft.
Hinweg des Vorurtheiles Bürde,
Geburt und Gold sind flücht'ger Tand!
Nur Tugend ist des Maurers Würde,
Das Weltall nur sein Vaterland.

Es schwingt im hohen Reich der Geister
Den schwarzen Zepter nie der Tod.
Das ew'ge Sein verlieh der Meister;
Hier dämmert uns schon Morgenroth.

Vom Seraph bis zum Wurm am Halme,
Ist Alles Eins und Alles lebt,
Vollendung heißt die goldne Palme,
Nach welcher der Geweihte strebt.

Laßt uns den rohen Stein beschlagen
Zum großen ew'gen Tempelbau!
Das Tiefste soll das Höchste tragen;
Drum seid nicht in der Arbeit lau.
Der Maurer sieht des Lebens Eile;
Er steht, und wenn das Weltall bricht; —
Gelehnt an seine heil'ge Säule,
Strahlt ihm ein dreimal heil'ges Licht.

Sentenz

von

J. P. Eckermann.

Jedes Talent lebt von dem Bedürfniß der Zeit, in welche seine Erscheinung fällt, und es muß ihm entweder glücken, ein solches Bedürfniß zu finden und auszufüllen, oder es muß auf alle bedeutende Wirkung sogleich ein- für allemal Verzicht leisten.

Digterens sidste Sang

af

H. C. Andersen.

Löft mig kun bort du starke Död,
Til Aandens store lande!
Jeg gik den Vei, som Gud mig böd,
Fremad, med opreist Pande!
Alt hvad jeg gav, Gud, det var Dit,
Min Rigdom nu jeg vidste!
Hvad jeg har övet er kun lidt
Jeg sang, som Fugl paa Qviste!

Farvel hver Rose frisk og röd,
Farvel I mine kjære!
Löft mig kun bort du starke Död,
Skjöndt her er godt at våre!
Hav Tak, o Gud, for hvad Du gav!
Hav Tak for hvad der kommer!
Flyv Död hen over Tidens Hav,
Bort, til en evig Sommer!

Des Dichters letztes Lied.

Nach dem Schwedischen des H. C. Andersen

von

C. O. Sternau.

Du starker Tod führ mich hinan
Zum Geisterlande droben!
Die mir von Gott gewies'ne Bahn
Zog ich, die Stirn erhoben;
Was ich gegeben, Gott, war Dein,
Mein Reichthum war mein Träumen,
Nur wenig that ich, — sang darein,
Wie Vöglein auf den Bäumen.

Leb wohl, du Rose frisch und roth,
Lebt wohl, ihr meine Lieben,
Führ' mich hinan, du starker Tod,
Obgleich ich gern geblieben.
Hab Dank, o Gott! für all Dein Gut,
Für alle künft'gen Zeiten —
Nun stürme Tod durch Zeitenfluth
Zu ew'gen Sommerfreuden!

F. Lißt — S. v. Thalberg — A. Henselt

von

Elfriede von Mühlenfels.

F. Lißt.

Ich hör' das Meer mit feierlichem Wogen
In deinem Spiel die Riesenlaute geben. —
Es kommen wild Orkane hergezogen,
Im Erdenschooß tönt schauerliches Beben!
Der Donner dann — er rollt aus deinen Händen,
Zum Chaos selbst scheint sich dein Geist zu wenden,
Und alle Mächte stehn mit dir im Bunde
In der Begeist'rung feierlicher Stunde.

Dann plötzlich aus der Nacht die Sterne strahlen
Und sanfte Frühlingslüfte niederschweben,
Und holde Bilder vor dem Blick sich malen
Und Harmonien leise sich erheben.
So zieht der Schwan mit schneeigem Gefieder
Durch blaue Fluth — leis tönen süße Lieder,
Verschwunden sind die nächtlichen Gebilde,
Du führst uns mild in Paradiesgefilde.

S. v. Thalberg.

Mir war's, ich stånd' in hohen Marmorhallen
Und hörte der Fontånen Silberrauschen,
Dann hört' ich fernher ernste Hymnen schallen;
Weilt' zwischen Myrten still darnach zu lauschen.
Alhambra sah ich! — Zu der Vorzeit Tagen
Ward ich durch deine Töne hingetragen
Aus Marmorpfeilern künstlichem Geranke
Brach licht hervor ein göttlicher Gedanke.

Dann glaubt' ich in ein Pantheon zu gehen,
Und glaubt' zu sehn unsterbliche Gestalten;
Ich sah die vollen Lorbeerkränze wehen
Und heil'ge Feier in den Räumen walten.
So hast du mir Erhab'nes offenbaret,
Doch Zartes immer reich damit gepaaret.
Es schweben noch die edlen Traumgesichte
Vor meinen Blicken im Verklärungslichte.

A. Henselt.

Bald sind's der Wehmuth schmerzensreiche Klagen,
Die aus der Ferne leise zu uns schweben;
Bald sehen wir, von deinem Spiel getragen,
Die Hoffnung ihre Rosenflügel heben;
Dann wieder hat dein Lied ja düstre Klänge,
Tönt schwermuthsreich, wie ernste Grabgesänge;
Dann sprichst du von der Liebe Wonn' und Schmerzen,
Und Weh' und Jubel bebt im tiefsten Herzen.

Doch wohin auch dein Genius gedrungen,
Und welch Geheimniß er auch ausgespähet,
Die reinste Harmonie hast du gesungen,
Und Polyhymnens Geist dich mild umwehet.
Und mag dich Andrer Größe überstrahlen,
Wer kann, wie du, der Seele Leiden malen? —
Bei dir allein die stille Thräne fließet,
Wenn dein Akkord melodisch sich ergießet.

Recht ist ein schönes Wort *)

von

Ludwig Bechstein.

„Was recht ist, lobet Gott!" Des Volkes Mund
Im Kernspruch thut er ew'ge Wahrheit kund.
Der höchste Richter kann, was recht, nur loben.
Erfüllend mit dem edelsten Gefühl
Führt Recht zum Sieg im Kampf und Schlachtgewühl,
Führt Recht zum Licht aus Nacht nach oben
Auf rechtem Weg zum rechten Ziele fort,
Recht ist ein schönes Wort.

Und was ist schön? Was edel, recht und gut;
Im schönen Rechte wurzelt Mannesmuth,
Auf seinem Felsen steht der Ehren Säule,
Am guten Rechte hält der Patriot,
Er leiht sein Ohr nicht der Verführung Spott
Und nicht des Aufruhrs Wuthgeheule.
Im Recht ist Schutz und Schirm und sich'rer Port,
Recht ist ein schönes Wort.

---

*) Recht ist ein schönes Wort, es hat keinen Comparativ und keinen Superlativ.

Autographon Tiedge's in meiner Handschriftensammlung.

L. B.

Nicht schönes Wort allein, stets schöne That
Sei Recht, wo Recht in's Leben wirkend trat,
Denn nichts gethan wird mit den schönen Worten.
Der darf nicht klagen, welchem Recht geschehn.
O! säh'n wir doch im Vaterlande wehn
Des Rechtes Banner aller Orten!
Ja, Recht sei Völkerschirm und Völkerhort,
Recht ist ein schönes Wort.

Sentenz

von

J. P. Eckermann.

Man hat sich gewundert und hat es räthselhaft gefunden, wie es mir doch habe gelingen können, meinen Gesprächen mit Göthe eine zugestandene so große Wahrheit zu geben, indem doch das bloße Gedächtniß zu einer solchen Darstellung nicht hinreiche.

Freilich war es mit dem bloßen Gedächtniß nicht gethan! — Hätte man mir aber einigen Geist und einige Bildung zugestanden, vermöge welcher mir das Detail jener zur Sprache gebrachten Dinge ungefähr eben so deutlich war wie ihm selber, so wie einiges Talent, um dasjenige, wovon ich lebendig durchdrungen war, auch wieder mit einigem Leben darzustellen: so hätte man das Räthsel ungefähr getroffen.

Unter der Ebernburg.

Eine Skizze

von

H. König.

Wenn man nur auch poetische Bilder auffrischen könnte! Sonst durfte man zwei Flüsse, die sich in einander ergießen, — eine Vermählung feiern lassen. Und traf es sich vollends, daß beide mit den Geschlechtsartikeln der und die bezeichnet wurden, z. B. der Rhein und die Nahe: so war das Bild vollkommen und man fragte weiter nicht nach dem Priester, der diese Verbindung einsegne, oder diese gemischte Ehe unter seinem Dabeistehen geschehen lasse. — Jetzt ist aber das Bild zu verbraucht, und was in unserem strengen Zeitalter noch schlimmer ist, so verstößt es gegen die öffentliche Moral. Was soll man zum deutschen Rhein sagen, der in seinem Lebenslaufe so viel Verbindungen dieser Art eingeht und sich zum Beispiel unterhalb des Rheingebirgs mit der Lahn vermählt, während er oberhalb desselben von der Nahe noch nicht geschieden ist?

Und doch, wie feierlich wird nicht diese Vermählung der Nahe mit dem Rhein, wenn gleich an die linke Seite des majestätischen Stroms, begangen! Zwei hohe Berge mit Reben bekränzt stehen dicht an der etwas verzagt hervortretenden Braut, als Zeugen ihrer Herkunft. Gegenüber erhebt sich der Traupriester Niederwald mit dem erhabenen Umblick auf die Herrlichkeiten der Welt. Wie breitet sich nicht gerade hier der Rhein aus, um noch stolzer zu erscheinen, als er schon ist. Sanct Rochus,

der Hirt, hat sich etwas blöde zurück auf einen linkseitigen Berg gestellt und sieht der feierlichen Handlung zu. Die Häuser von Rüdesheim und die noch geputzteren und zudringlicheren von Bingen stehen als zuschauendes Volk hüben und drüben und grapsen nach dem, was der stolze Rhein als Geschenk auswirft. Im Rücken des rechten Brautzeugen ruht halbversteckt seine freundliche Eminenz, der Scharlachberg, und schenkt, der Braut entgegenblinzelnd, den goldnen Vermählungswein. —

So traulich tritt aus dem Engpaß der Rebenberge die Nahe hervor, daß es mich schon manchmal gelockt hatte, dort einzudringen und der traulichen Herkunft des Flusses nachzugehen, wenigstens bis zu den kreuznacher Salinen, die durch ihre Landschaft und Bäder in Ruf stehen.

Jetzt hatte dort eine liebenswürdige Schwägerin mit ihren Kindern die ersten Sommerwochen zugebracht und war im Begriff, wieder nach Mainz zurückzukehren. Vater Adam war schon dort, um die Seinigen zurückzuführen. Welches Fest bereiteten wir nicht ihnen — und uns, wenn wir sie auf unserer Fahrt nach Köln und weiter hin, am letzten heiteren Tag durch einen Besuch überraschten!

Wir verließen also, drei Literaten, das Dampfschiff und schwangen uns auf die hohen Deckenplätze eines neuen Omnibus, den die Düsseldorfer Dampfschiffergesellschaft zwischen Bingen und Kreutznach gehen läßt.

Hüben und drüben der Nahe drängen sich zwischen Fluß und Berg zwei gebahnte Wege hinaus. Wir schlugen über die Brücke den jenseitigen ein. Auf der Brücke stehen die Wappenbilder von Darmstadt und Preußen, deren Gebiete der Fluß begrenzt.

Zwischen beiden Grenzsteinen ist ein schmaler Raum gelassen, auf welchem man einen tiefen h e r r n l o s e n Athemzug thun kann. Der Seufzer, den hier das erschrockne deutsche Herz ausstößt, fällt aber, Gott Lob! schon wieder auf beherrschtes Gebiet.

Der reizende Engpaß der Berge zieht nicht lange fort; bald

liegt ein breites Thal vor uns, das sich auf fruchtbare Hügel bettet. Die Nahe schweift hin und wieder, so wie es scheint noch aus jener Zeit gewohnt, da sie umher suchte, durch welche Oeffnung sie hinaus käme; bis wahrscheinlich der Rhein, während er das hemmende Gebirg belagerte und sich den Durchzug erstürmte, gelegentlich auch das jetzige Nahethor durchbrach und die zitternden Wellen der Befreiten mit in seine siegreichen Wogen riß. Hinter Kreuznach verengt sich wieder das Thal. Man kömmt an zwei Salinen vorüber zu einer dritten in reizendem Versteck frischer Vegetation und kahler Felsen. Zur Rechten der Rothenfels mit seinem kurzen, vereinzelten Baumwuchs, links der ganz nackte Rheingrafenstein drängen das Thälchen zusammen. Jener in umschweifendem Zug, dieser mit seinem niederen Anhang bewaldeter Felsen umfassen es und bilden tief unter den Ruinen der alten Ebernburg einen sanften Schooß, in welchem die Salinengebäude mit Gärten und die sanft dahin schleichende Nahe vertraute Nachbarschaft halten. —

Hier befinden wir uns endlich in dem heimlichen Versteck, das wir beim Einblicke durch den Engpaß des Naheflusses hinter den Rebenbergen ahneten; ein Versteck, in welchem alte Erinnerungen an eine bewegte Zeit, an eine große Entwickelungsperiode Deutschlands schlummern. Aber wir entschlugen uns jetzt all' dieser erwachenden Mahnungen. Unser Auge schweifte an dem Rheingrafenstein hinauf, an welchem eben aus der Salzküche der Saline eine schwarzgraue Säule emporwirbelte. So rechts und links nach den nächsten Berggruppen schwärmend stolperten wir an den langen Gradirhäusern hin, zwischen den Baulichkeiten hindurch nach dem Badehause, um die theure Familie zu überraschen.

Und in der That überraschten wir sie. Ein Stündchen später am Mittagstische im Gartensälchen trafen wir auch die kleine Gesellschaft der übrigen in diese Stille zurückgezogenen Badegäste. Andre wohnten auf den vordern Salinen oder in der Stadt Kreuznach. Es waren freundliche Deutsche, die wir hier

trafen, — auf das heilkräftige Badesalz so versessen, daß sie sich gern mit der ungesalzensten Conversation begnügten. Wir, an der Ecke der Tafel, waren desto lauter und schärfer, doch nicht eben bittersalzig um der lieben Frau willen, die sich unter ihren Freunden wohl und heiter fühlen wollte. Bald fand sich auch ihr lieber „Bär" ein, den sie uns schon angekündigt hatte und an dem wir eine gute Bekanntschaft machten.

Es war ein ganz origineller deutscher Baron. Nicht sehr beglückt in seiner Häuslichkeit hatte er mit einem berühmten Reisenden weite Fahrten durch südliche Länder und tropische Wildnisse gemacht. Ein Stück jener großartigen Einsamkeiten trug er noch in seiner Gemüthsstimmung mit sich umher, und wenn er in die Gesellschaft hineintappte, so geschah es mit einer gewissen menschenscheuen Kindlichkeit. Doch schien er die anfängliche Befangenheit gern zu verlassen und beeiferte sich dann in gesprächiger Aufmerksamkeit für Andere. Er besaß umfassende Naturanschauungen und Kenntnisse, konnte aber auch in Gebieten für bewandert gelten, die man eben nicht wandernd, sondern sitzend auszubeuten pflegt, — in alter Literatur und Geschichte. Gegen den anziehenden Inhalt und die gemüthliche Stimmung seiner Gespräche stachen wunderlich genug die Bewegungen ab, mit denen er sie vorbrachte. Rasch, und ein wenig linkisch gegen den Fragenden vorgebeugt, wendete er den Kopf eben so rasch und linkisch wieder ab und fuhr zugleich antwortend mit der steifen Hand vor die Lippen. So warf er, bildlich gesprochen, das frische und getrocknete Futter seiner Unterhaltung hinter die Raufe, und wir zogen es gleichsam zwischen den Sprossen der Finger heraus. Es blieb uns ein Räthsel, ob etwa ein Gebrechen des Mundes, das der herabhangende Schnurrbart nicht schon bedeckte, — oder was sonst den guten freundlichen Mann zu solcher Angewöhnung einer Verlegenheitsgebehrde gebracht hatte; denn was er sprach, konnte sich unumwunden hören lassen, so sehr es schien, als sollte es im Augenblicke mit der Hand zurückgehalten werden.

Gegen Abend, als die Hitze nachließ, zogen wir aus, der Bär und die Kinder mit. Am Fuße des Rheingrafensteins ward im Kahn übergesetzt. Die bescheidne Nahe macht sich hier so breit, als sie kann: sie möchte wohl dem riesigen Felsen ein Spiegel seiner Größe werden. Doch der mag sich um seiner selbst willen nicht bücken. So nackt und kahl er ist, so stolz steht er da — er, aus dem Geschlechte des Porphyrs, dieses alten Sohnes einer Revolution durch Feuer. Nur graues Moos, braune Flechten überspinnen leis und langsam seine steinernen Gliedmaßen. Zwischen seinen Zehen ist eine Pappel eingewurzelt und hat sich an ihm hinaufgestreckt: doch bringt sie es mit all ihrem Strecken nur zum Ansehen eines grünenden Maasstabes für unser Auge, um etwa zu schätzen, wie viel Pappelbaumhöhen der erstaunliche Fels hoch sei. Er stammt ja noch aus einer Zeit, da man weder für einen Reisepaß noch für die Conscription gemessen wurde. —

Zwischen der langen Felswand, die sich vom Rheingrafenstein, nur weniger hoch, als er selbst, längs der Nahe hinzieht, windet sich ein jäher Pfad empor. Auf dessen Stufen gelangen wir ächzend in den Rücken des Rheingrafen und winden uns auf Waldsteigen — so zu sagen, durch das Haar des Riesen, das ihm von der Anke niederwallet. Auf diesen grasigen, schattigen Windungen erreichen wir gemach eine freie Höhe. Von da schaut man über das bergige Hochland hin und zwischen dem Felsenspalt hinab in's Nahethal. Und wie es dann unter solcher Schwelgerei des Auges zu kommen pflegt: die Beschauenden, die laut Entzückten, die einander Zujauchzenden verstummen endlich. Das Herz saugt sich an die abendliche Natur, der Geist schwebt mit Adlerfittigen über der verglühenden Herrlichkeit, und den Schatten der Berge begegnen die Ahnungen der Seele. Lautlos, bis auf die Kinder, die fortjubelten, traumwandeln wir den Rückweg. Ja, wie Traumwandler schwingen wir uns, nach niederhangendem Waldgestrüpp, Buchenzweigen und Stauden greifend, halsgefährliche Pfade hinab, bis wir auf einen freien Waldplatz

gelangen und auf das kurze Gras hangender Matten erschöpft niedersinken.

Hier hat sich zum Trost, am Arme der Dienstmagd, ein Korb mit kalter Küche und versiegelten Flaschen eingefunden. Wir liegen vor ihm ausgestreckt. — Die Sonne brütet noch in den Wipfeln der Bäume; die Vögel sind noch nicht alle für dieses Jahr verstummt. Einzelne Menschen glimmen auf den Zacken des Rheingrafensteins. Sanft umsäuselt uns der duftende Wald. — Brod und Braten vertheilen sich und die Becher kreisen, indeß die Kinder nach Waldblumen jubeln und Bär die gefundenen in kleine Sträußchen knüpft. Dann windet das unermüdliche Völkchen Kränze von Eichenlaub, und Bär hilft ihnen. Erst werden Mutter und Vater bekränzt, bald aber bleibt kein Haupt ohne Schmuck. Juchhe!

Und auch der edle Wein wirft seine Perlenkränze um den Rand des Bechers auf. Die Freunde stürzen diese Kränze über edle Namen her, deren sie mit lautem Hoch! gedenken. —

Einen Namen für mich! Füllet die Gläser und begrüßt ihn! rief ich aus. Hört, die Bäume flüstern ihn schon, denn der Geist des Mannes geht hier um! In heiligen Zeiten des Jahres, zum Beispiel in der Adventzeit, erscheinen bekanntlich Geister. Deutschland hat jetzt einen Advent, — die Ankunft seiner Wiedergeburt; da gehen also Geister um, wie Ulrichs von Hutten — Ritter mit Schwert und Feder. Da habt ihr den Namen, den ich meine. Hutten lebte hier in der Ebernburg als Gast und war zugleich ein früher Landsmann von mir; nicht blos vom fuldnachbarlichen Schloß Steckelberg her, wo er geboren war, sondern er studirte auch in Fulda, so ein Dreihundert Jährchen vor mir. Freilich hat er's damals in Fulda nicht lang ausgehalten: er entfloh mit seinem Freunde Crotus Rubianus der geistlichen Zucht. Um 1504 mag's dort freilich ziemlich zum Davonlaufen ausgesehen haben. Wer ihn aber laufen ließ, war sein Herr Vater auf dem Steckelberg, der wohl ein ritterliches Freiheitsgefühl kannte, aber kein menschliches, kein geisti-

ges. Für ein so ungestümes Freiheitsgefühl, wie Ulrichs, waren die Wege damals wo möglich noch rauher als heut. — „Traurige Abenteuer, selten wechselnd mit Auszeichnungen und frohen Genußtagen, verfolgten den unersättlich wißbegierigen, in Erkenntniß und Bestrebung unaufhaltbar vorschreitenden, überall wahren und durch Wahrheit anstößigen Jüngling auf seinen Wanderungen in Italien und Deutschland; auch an dem glänzenden Hofe des kunstliebenden Albert, Kurfürsten von Mainz, ward ihm keine Ruhe. Seine, durch gründliche Freimüthigkeit tief verwundenden Angriffe auf Papstgewalt und Pfaffengreuel, sein unversteckter Haß gegen Volkstäuschung und jedweden Verrath an geheiligten Menschenrechten, seine schonungslosen Rügen höfischer Thorheiten und vornehmer Müßiggängerei, der Beschränktheit und Schlechtigkeit sogenannter Gelehrten, des Beamten-Unfugs und der rohen Fürstenselbstsucht ließen ihn nirgends Sicherheit finden." So blieb der Flüchtling aus Fulda sein Leben lang flüchtig und unstät. Und wenn ich bedenke, was und wie er es wollte: so könnte der Unkluge noch eben jetzt flüchtig durch diesen Wald gelaufen kommen — von der Constablerwacht in Frankfurt oder vom Hardenberg bei Mainz her. — Nur fände er heut nicht mehr, wie damals, eine Zuflucht auf jener Ebernburg; nicht weil die Burg jetzt in Ruinen liegt, sondern weil der Ritter von Sickingen fehlt, dem sie gehörte, und der dort seinen Freund Ulrich schützte. —

Halt jetzt! fiel Fritz mit seiner heisern Stimme ein. Hast du den Hutten in Anspruch genommen, so leg ich Beschlag auf die Burg, auf jene Ebernburg. Ich bin seit Kurzem Journalist — Gott sei's geklagt! — und interessire mich für die Anfänge unseres Journalismus. Damals gab's noch keine Zeitungen, wie ihr wißt. Das „frankfurter Journal" datirt just ein Jahrhundert später seinen frühen Anfang. Aber auch ohne Journal hatte damals schon Hutten wenigstens eine Presse für die Bewegungen der Zeit. Dort oben hatte er sie. Von dort ließ er seine deutschen Flugschriften in Prosa und Versen ausgehen, —

seine furchtlosen, anregenden, aufregenden heftigen Hefte. So ward Hutten selber — nach dem Titel einer seiner Schriften — „Aufwecker deutscher Nation." Und er war so zum Wecken aufgelegt, daß er darüber selbst zu keiner Ruhe kam. Die Sache der Freiheit, des Glaubens, des öffentlichen Rechts und der Ehre unserer Nation ließen den kleinen schwächlichen Burschen nicht schlafen. Drum auch weckte er ein wenig früh. So Manches, was er damals aufrief, reibt sich erst jetzt die Augen. Die deutschen Völker haben erst noch drei hübsche Jahrhundertstündchen Morgenschlaf gehalten. Wie viel haben sie in diesem unruhigen Schlummer geträumt, gefaselt! Manches auch verrichtet, wenn sie um einer Nothdurft willen aufstehen mußten, oder wenn Feuerlärm gerufen wurde. So lange freilich dachte es der noble Ulrich in Deutschland nicht auszuhalten. Er hatte ein Vorgefühl seines frühen Todes, und daß er arm, elend, verfolgt, heimathslos sterben werde. Drum wollte er wenigstens ausgerufen haben, was ihm Leib und Seele durchglühte und verzehrte. Er rief es auch richtig aus und legte sich dann, außer Athem, auf der Insel Ufnau im Zürcher See mit dem letzten Seufzer schlafen: „Ich hab's gewagt!" O zu wagen hätte er es heute noch vielmehr, so daß er jene Burg oder die Schweiz — auch damals schon die letzte Zuflucht der freimüthigen Deutschen — schwerlich erreichen würde, weil wir, Gott sei's gedankt! jetzt bessere Polizei haben, als damals, — gute Gensdarmerie, — Schirmreiter statt jener Schirmritter.

Ich bitte mir aus, daß ihr ihn für unsere Reden und Gläser noch nicht sterben laßt! rief Berthold: Wollt ihr mir Alles vorwegnehmen, was in jener Zeit so täuschend an die unserige mahnt, so täuschend, daß wir, wie unser Heinz schon bemerkt hat, dem Hutten hier im Walde zu begegnen glauben? Aber etwas finde ich doch noch für mich an dem heutigen Festbraten, den wir eben zerlegen. Und hat ihn der als seinen Landsmann und der als Libellisten im Knopfloche gefaßt: so hasche ich ihn an seinen lateinischen Federn und rupfe mir ihn zum Volksschriftsteller.

Ihr wißt doch, daß Hutten erst ein eifriger Humanist war? —

Humanist.—? fiel unsre Wirthin Amalia ein. Ich bitte, Herr Berthold, setzen Sie hier nicht lauter Leute voraus, die schon Alles wissen. Ihr seid hier in einer Waldwirthschaft, und seht, da giebt es Einige, die auch buchstäblich die Butter auf's Brod streichen und klaren Wein einschenken: thut uns nun bildlich desgleichen. Seid so gut!

Sie reichte bei diesen Worten mit ihrer liebenswürdigen Anmuth feine Butterbrode umher, und winkte ihrem Manne: Adam, schenk ein!

Ei, zum Kuckuck, der hier nicht mehr schreit! versetzte der bis jetzt zu unserer Verwunderung schweigsame Wirth. Seht doch, wie fein sie ihren Mann auch zu den Ignoranten zählt! Meine Frau soll leben!

Aber darin hast du Recht, Amalia, daß du das Leisten gegen das Wissen geltend machst. Sapperment! Wenn wir Deutschen endlich einmal anfangen, so viel zu leisten, als wir bisher gelernt haben, dann wird's gut. Darin ist auch mein Freund Itzstein ganz mit mir einverstanden. Und das dürfen wir von Gottes und Rechts wegen von uns sagen, Amalia: wo's etwas zu thun giebt, da sind wir richtig auf'm Fleck. Darum bitt ich hernach auch um's Wort und will euch zeigen, daß Hutten seiner Zeit schon mit Stahlfedern geschrieben hat, wenigstens mit einer, die er in der Scheide mit sich trug. —

Wir ließen laut, daß es im Walde wiederhallte, unsere lieben Wirthe als „richtige" Leute leben. Dann fuhr Berthold, ein wenig gegen Amalia gewendet, fort:

Die Universitäten waren im 15. Jahrhunderte, in der Zwischenzeit von Huß zu Luther, schmählich servil geworden. Die Theologie lebte mit dem Herzschlage der Unfehlbarkeit des Papstes und herrschte mit diesem Glauben auch im Gebiete des Wissens. Die Philosophie aber bückte sich, um mit ihren langen, spitzen, scholastischen Fingern der Theologie die Schuhriemen

so oder anders zu binden, wie's der Herrin beliebte. Sie hatte den hohen Beruf, haarscharf zu beweisen und darzuthun, was jene geglaubt haben wollte. Eben diese Pfaffen und Professoren, die so hübsch einander in die Hände, in die Taschen und in den Mund arbeiteten, waren die Dunkelmänner, die Hutten in seinen „Briefen der Finsterlinge" mit prächtigem Hauslatein geißelte. Allein dies köstliche Buch, so viel Lärm und Leser es erregte, war doch nur ein Wurzelausschlag fremden Sprachstudiums. Allerdings aber dienten damals die alten Sprachstudien, oder besser zu sagen, die neuen Studien der alten Sprachen, der Opposition gegen die pfäffischen Universitäten.

Sie wuchsen aus einer Verbrüderung für gemeinschaftliches Leben hervor, aus einer Schule echter Frömmigkeit. Statt aber, daß ein solcher, leise rückwärts aus der republikanischen Luft der alten Klassiker genommene Anlauf zu einem tüchtigen Sprung in eigner Entwickelung geführt hätte, wurde — was erst Mittel der Opposition gewesen war, bald genug Ziel und Zweck des ganzen Lebens, die Beschäftigung nämlich mit den Alten in ihren hinterlassenen Werken. Und die sich so beschäftigten, hießen Humanisten. Der Streich, den man mit solcher Hinweisung auf echtmenschliche Bildung der bloß theologischen versetzen wollte, traf aber leider! die eigne volksthümliche Ausbildung so hart, daß wir heute noch Schwielen davon haben. Es entstand bald eine Gelehrten-Republik aus Männern, die alle Jahre ein paar Mal mit Leonidas bei Thermophylä für die Freiheit kämpften, eben dort im Amphiktionen-Gericht Urtheil und Recht sprachen, ja sogar den catilinarischen Krieg — mit Noten herausgaben; die aber ihr eigenes, nach Arbeit und Freiheit ringendes Jahrhundert im Stich ließen, die feurigsten Geister unter der Asche der alten Welt erstickten oder duselig machten, ja wohl auch in Zeiten der Volksbewegung aus Angst um die schweinsledernen Ausgaben der Classiker, in welchen sie alle Bildung der Welt eingebunden glaubten, sich mit den Gegnern des Volks, des Fortschritts und der öffentlichen Freiheit verbündeten.

Zu Huttens Zeiten nahmen diese Humanisten Titel und Würden, Ehrenketten und Pensionen von den Großen und Regierenden an. Den Gipfel aller Verklärung erreichten sie, wenn kaiserliche Hand sie mit einem Lorbeer krönte. Versteht sich, daß nur die lateinische Poesie hoffähig war und so gekrönt wurde; die Volksdichtung blieb in den Händen des Hanns Sachs und der übrigen — Schuhmacher. Wahrlich, wenn manche geschichtlichen Erscheinungen symbolische Bedeutung haben: so kann man im Ernste sagen, daß die deutsche Dichtung seit jenem Schuster Sachs bei den deutschen Fürsten — viel Pech gehabt hat. Hutten selbst wurde vom Kaiser Maximilian zum kaiserlichen Dichter gekrönt, in eben demselben Jahre, da Luther seine 95 Sätze an der Schloßkirche zu Wittenberg anschlug. Aber als jetzt eine neue Freiheitsbewegung das Volk ergriff, erschrack er nicht und drückte sich nicht bleich und feig hinter die alten Pfeiler des Bestehenden. Rasch und entschlossen bekannte er sich zu dem neuen Streben; er schwingt seinen kaiserlichen Lorbeer und ruft dem Kaiser den Namen Luther zu; er knüpft diesen Kranz als Schmuckgehäng an sein Ritterschwert und vom Tische Alberts, des Erzbischofs von Mainz, wo er als Heimathloser gesessen, erhebt er sich, um seinen Wirth zum Schutze des Lutherthums anzumahnen. Ja doch, er hat auch die Alten gelesen; aber nicht bloß gelernt, ihre Worte zu behandeln, sondern auch ihre freie Denkart zu bethätigen; er weiß seinen Lucian auch in's Leben einzuführen, indem er die gesinnungslosen Gelehrten, die dünkelhaften Pedanten seiner Zeit rechtschaffen peitscht. Alles setzt er an die große Angelegenheit des Jahrhunderts, — sein Ritterthum, die Tafel der Prälaten, das Lächeln der Fürsten, die Huld des Kaisers, die persönliche Freiheit. Und wie ihm also nichts mehr übrig bleibt als sein Freund Sickingen, der äußerlich so klein von Gestalt, und innerlich so groß von Herzen ist, als er selbst: so stiehlt er sich hier durch diesen Wald, den Felsensteig hinab, dort über die Nahe, und erreicht glücklich die Ebernburg. Hört ihr ihn jetzt von dort herabrufen: „Wach auf, du edle Frei-

heit!" Doch nein! Wir hören den Ruf nur noch im Echo; denn die Burg liegt in Ruinen, — „die Herberg der Gerechtigkeit," wie damals das Volk sie nannte. Aber wir lagern unter ihr und haben volle Gläser, volle Herzen, um zu rufen: Hoch die Herberg der Gerechtigkeit!

Unser Hoch schallte in den Wald. Der Baron rief es noch einmal für sich und fuhr dann fort: Jetzt aber zuerst hinaus mit dieser Rede selbst aus der Herberg der Gerechtigkeit! Welches Unrecht begeht sie nicht an der gelehrten deutschen Republik und gegen den so gern genannten Aristokratismus der Gelehrten! Soll ich den segensreichen Einfluß der alten Studien auf die hohe Geistesbildung Deutschlands darthun, oder lieber unsern Tagesheiligen, den von Hutten, aus der Herberg der Gerechtigkeit herabrufen und noch einmal gegen unsern heftigen Berthold streiten lassen, wie er einst in Cöln den Dominicaner Hoogstraaten für alterthümliche Schönheit und Geistesfreiheit bekämpfte?

Man stimmte dem Baron bei; man sprach rasch und lebhaft über die rechte Aufeinanderfolge von Wissenschaft und Arbeit, von geistiger und bürgerlicher Freiheit. Auch wurde geltend gemacht, daß die bedeutendsten Humanisten stets Bekenner des Protestantismus und Vertreter der Volksgerechtsame gewesen, und daß Hutten selbst in seinem Kampfe für Freiheit nicht aufgehört habe, sich zur wissenschaftlichen Verbindung der Humanisten zu bekennen.

Aber er schrieb deutsch für das nach Freiheit ringende Volk! rief Berthold. Er ließ von nun an sein rundes, gemachtes Latein fahren und griff, wenn auch viel unbeholfener, zu seinem körnigen, derben, sinnschweren, volksgemäßen Deutsch; ja, er übersetzte aus dem Latein, und alle Stände lasen ihn. Und wenn er heute noch für uns und unsere Zeit von Bedeutung ist: so liegt diese nicht darin, daß er ein gekrönter Humanist war, sondern, daß er zur rechten Zeit aufhörte, es zu sein.

Auch diese Erscheinung soll uns für symbolisch gelten. Wir müssen aufhören, mit Pfauengravität im abgeschlossenen Vorhofe

der Wissenschaft unser Rad zu schlagen, und vielmehr unsern Stolz darin suchen, mit zum Volke zu gehören, für das wirkliche Leben zu sprechen und zu thun. Und wenn ich vorhin heftig war: so galt es nur jenen aristokratischen Humanisten, die um die Großen schlecken, um die Vornehmen buhlen und sich den Gewalthabern dienstbar machen. Und unter diesen zielte ich eigentlich nicht auf jene seit 300 Jahren vermoderten Gesellen, sondern auf unsere heutigen Gelehrten und Professoren mit ihrer Vornehmigkeit gegen die jüngern Schriftsteller der Nation, mit ihrer Feigheit vor jeder Bewegung des Volkes, mit ihrem Dünkel auf das Wissen, während sie im Können oft die ohnmächtigsten sind. Sie haben schon in Huttens Zeit ihr Vorbild an Erasmus, dem feinen Lateiner, dem höfischen Gelehrten, der für Hutten, als er nach Sickingens Tod ohne Herberge sich in die Schweiz retten mußte, nur Hohn und Verschmähung besaß. Dieser Erasmus war eben der Gelehrten Einer, die in den höhern Kreisen Geltung und Einfluß haben und solche gegen die Sprecher des Volks, gegen die Schriftsteller der wachsenden Zeit bethätigen. Sprecht ihr mir aber vom Segen der humanistischen Studien: so vergeßt auch nicht deren jüngste Wohlthaten, und wie dienstbar die alten Sprachen besonders in neuester Zeit wieder gemacht werden, um die muthigen Geister unserer Jugend sich darin verbeißen zu lassen. Ja, hetzt nur unsere Jugend in den Stachel- und Distelfeldern der Philologie recht ab, und ihr werdet so wörterklaubende und wortgläubige Rechthaber und Actenmacher gewinnen, wie ihre Treiber selber sind, — Bursche, die immer nur nach dem Zusammengeschriebenen fragen, nur nicht nach dem, was zu thun bleibt. Ich lasse die — Vorakten hoch leben!

Man lachte über den Freund, der in Gebehrden noch heftiger als in Worten war.

Nur nicht immer einseitig, lieber Berthold! rief ich. Soll ich dich mit der Weisheit eines mir bekannten Handelsjuden aus dem Felde schlagen?

Der begegnete mit Pack und Elle zum dritten Mal desselben Vormittags einem christlichen Handelsfreunde und rief dem Lächelnden entgegen:

Wie gut ist's, daß wir uns eigentlich begegneten, ich meine, daß Sie dahin, ich dorthin renne: wenn wir alle einen Weg liefen, so schlüge die Welt über. — Bedenke, Freund, wenn alle Jugend, alle Geisteskraft einer Zeit nur immer vorwärts stürmte, — die Welt schlüg' über! Nein, der Geist der Menschheit geht, besonders in schwankender, stürmischer Zeit, wie ein Matrose mit gespreizten Beinen, um sich aufrecht zu halten. In einzelnen Geistern lehnt er sich rückwärts zu seinem Wohlgefallen an dem, was er früher gedichtet und gethan hat; in andern streckt er sich vorwärts, um auch den nachfolgenden Jahrhunderten Geschaffnes zu hinterlassen. Jenen giebt er einen Spaten, diesen ein Schwert, jenen die Feder, diesen den Fittig, jenen die Nase des Trüffelhundes, diesen des Jagdhundes. Daß nun zu Trüffelhunden die Pudel besonders gut sind, die auch hübsch aufwarten, ist eine bekannte Sache.

Laß doch immer die Rückwärtsforschenden friedliebend sein: sie brauchen Ruhe und Stille um sich her; laß sie sich vornehm dünken, — sie bewahren ja die alten Adelspergamente der Menschheit, an denen sie sich oft blind sehen. Daß sie nicht selten voll Dünkels sind, liegt in der Natur der Sache: das Wissen bläht nämlich auf, weil sich daraus die Gase des Abgestorbenen entwickeln. Edles Schaffen allein macht bescheiden, denn es gelingt nur zum hundertsten Theil in den Augen des Schaffenden; auch hat der Reichstbegabte nur seine persönliche Kraft, sein individuelles Ziel, seinen getheilten Gewinn, während die Wissenden die Errungenschaft der Jahrhunderte vor sich haben und für ihren Besitz ansehen. Ein Besitz, der gleich einem fortzündenden Lichte durch keine Mitwissenden geschmälert oder getheilt wird. — Du, setze dem Dünkel des Wissens den Stolz des Könnens entgegen, der muthlosen Selbstzufriedenheit deine freimüthige Gesinnung.

Wenn sie dein modernes Lied nicht achten, deinen socialen Roman nicht lesen, — sie, die über ein vielleicht nicht besseres griechisches Lied einen gelehrten Vortrag halten, oder des Apulejus goldnen Esel mit Noten und Varianten herausgeben: was grämt dich das? Laß es doch immer ein thathemmendes Wissen, eine aufhaltende Literatur geben, und bekenne dich zur fortbewegenden mit dem Troste, daß deren Kräfte mit jedem Tage wachsen. Die Zeughäuser und Niederlagen der Gelehrtenrepublik öffnen ihre morschen Thore immer weiter; Geräthe und Vorrath wird dem rührigen Leben zugebracht, wie sehr sich auch die grauen Verwalter hinter den Ohren kratzen.

Das Volksthum ist im Wachsen und treibt seine Federn. Und wenn früher nur diejenigen von hoher Hand mit Lorbeern gekrönt wurden, die mit altem Wissen gepudert aus dem Volke hervorragten: so nahet nun die Zeit, da nur diejenigen gelten, die im Bewußtsein der Nation wurzeln, da nur jene Werke gedeihen, welche die Gegenwart fördern und der Zukunft eine Hand reichen. Dann hören auch die Lorbeerkränze auf: die That grünt aus eignem Mark, und nur das graue Wissen bedarf geliehener Blätter aus dem Lande, in welchem es selbst wurzelt. —

Wir standen stillschweigend auf, denn unsere liebe Wirthin hatte sich erhoben. Die Sonne war bereits von den Wipfeln der Bäume, ja von der hohen Stirne des Rheingrafen verschwunden und die Waldwiese fing leise zu dampfen an.

Nachdenklich wandelten wir zurück. Auch Amalien merkte man an, wie viel sie noch mit Gefühl und Gedanken an das Gesprochne anzuknüpfen hatte. — Wir stiegen im Widerschein der brennenden Abendröthe hinab in's dämmernde Thal. Welch ein Frieden lag in diesem heimlichen Schooße! Ein Wink unsres sinnigen Wirthes und statt uns überzusetzen fuhr der Kahn den Fluß hinauf.

Die Nahe streicht an der Felsenwand hin, die sich, bewaldet, vom Rheingrafenstein nach der Ebernburg erstreckt. Die Sichel des Mondes blickt über die Buchenwipfel herein. Vor

uns die Ebernburg zackt sich mit ihren Ruinen schwarz auf dem rothgelben Himmel aus; durch das gesprengte dunkle Thor fällt der Abendpurpur herein; ein Bäumchen streckt sich von der Mauerzinne nach den dämmernden Sternen. — In großen, einfachen Ausschnitten zieht sich uns rechtshin der Rothenfels und verdämmert in den matteren östlichen Himmel. Ihm entgegen dehnt sich in der Tiefe des Thales das Gradirhaus, dunkel mit durchleuchteten Rippen. Langsam ziehen die Leitärme das Gestäng hin und her; langsam wälzt sich das breite Gradirrad, zwischen den dunklen Bäumen vom Ueberguſſe des gehobenen Wassers schimmernd, wie das Antlitz des Arbeitenden glänzt. — Inmitten des dämmernden Thales ragt eine schlanke Eller in den freien Abglanz des vom Kranz der Berge abgeschnittenen Himmels hinaus.

Unser Kahn wendete sich und glitt sanft an der Felsenwand hinab. Blühende Stauden, zwischen den Felsspalten üppig aufgewachsen, nicken uns zu, — Geißbart mit seinen duftenden weißen Blumensträußern auf hohem Stengel, und Weiderich mit rothen, gespaltenen Blumenblättern.

Ueber einer engen Felsenhöhle ragt ein Felshorn hervor. Auf Amaliens Wink klettert, von unsern Armen gehoben, ihr Knabe hinan, um dort, zum Abendopfer eines seligen Tages, unsere Laubkränze aufzuhängen. Von diesem Geräusch schwirren die Nachtvögel aus ihrem alten Schlupfwinkel — „Die Geister der Dunkelmänner aus Huttens Zeit!" ruft eine Stimme. Mit einem Lebehoch auf den edlen Ulrich steigen wir aus. —

Voll von dem Frieden dieses frommen Thals und dankbar für den heiligen Feiertag legten wir uns schlafen, um des andern Morgens Alle zusammen nach dem Rhein zurück zu fahren.

Improvisirtes Gedicht

nach gegebenem Thema

von

Karoline Leonhardt-Lyser.

Licht, Liebe, Leben.

Der Erdball war gehüllt in düst're Schleier,
Noch lebten Sonne, Mond und Sterne nicht,
Da rief der Schöpfer mit gewalt'ger Stimme
Herab in's Körperreich: es werde Licht!

Doch Schön'res wollt' er noch den Menschen geben
Als Sonnenstrahl, als Mond und Sternenschein,
Die Blüthen rötheten sich, Quellen sangen,
Und hold und herrlich zog die Liebe ein!

Als nun der Ewige vom Himmel blickte,
Auf Erden Licht, im Herzen Liebe sah,
Da ruht' er aus; was braucht' er noch zu schaffen,
Mit Licht und Liebe war das Leben da.

Die Lebensreise

von

von Peucker.

Gleichwie des jungen Tages Feier
In nächt'ger Dämmerung beginnt,
Wallt ein geheimnißvoller Schleier
Auch um das neugeborne Kind.

Aus Morgenrothes heil'ger Stille
Taucht sanft empor der Zukunft Meer,
Wohlthätig deckt die Rosenhülle
Was ihm ihr Schooß birgt inhaltschwer.

Es wehren Engel Sturm und Gluthen,
Es wiegt der leichte Wellenschaum
Der spiegelklaren Silberfluthen
Des jungen Lebens Morgentraum.

Und wie zu schönerem Erheben
Herauf das Licht der Sonne zieht,
Erhebt sich auch das inn're Leben,
Erwacht Bewußtsein und Gemüth.

Und drauf erschließt dem festern Blicke
Sich tiefer Ahndung Geisterthor,
Auf leuchtender Gedankenbrücke
Blitzt hell die Zukunft schon hervor.

Da klopfen hoch des Herzens Schläge
Und vorwärts strebt der kühne Sinn,
Des Lebens volle Kraft wird rege,
Sie drängt zu der Vollendung hin.

Heiß werden dann des Mittags Gluthen,
Bald wechselt Sturm mit Sonnenlicht,
Durch schaumbedeckte wilde Fluthen
Der Kiel die Bahn sich dröhnend bricht.

Der Kampf beginnt und forschend schauen
Aus seinem steten Wechselspiel
Bald freudig, bald mit stillem Grauen
Die Augen auf das ferne Ziel.

Die Welle, die mit stolzem Rücken
Das Boot empor zum Himmel hebt,
Daß neues, freudiges Entzücken
Des Schiffers bange Brust belebt,

Führt in des Abgrunds dunkle Tiefen
In jähem Sturze es zurück,
Ob flehend auch zum Himmel riefen
Des Herzens Schlag, der Thränenblick.

Und wenn der Sturmfluth wildes Wogen
Den Weg zum Ziele rings umstellt,
Sucht an dem hohen Sternenbogen,
In Sonnen einer bessern Welt

Der Blick, zum Himmel fromm erhoben,
Den Leitstern für die dunkle Fahrt.
Wer treu den Führern folgt dort oben,
Bleibt vor dem Untergang bewahrt.

Sie senden ihm aus weiten Fernen
Ihr unbewegtes klares Licht,
Und näher fühlt sich stets den Sternen,
Wem ird'scher Rath und Trost gebricht.

Die kräft'ge Hand am festen Steuer,
Die Seele himmelwärts gewandt,
Schaut durch zerrißne Wolkenschleier
Er endlich das ersehnte Land.

Der Tag, der ihm in seinen Stunden
So unerreichbar lang erschien,
Ist vor der Arbeit schnell entschwunden,
Und immer eilender entfliehn

Die letzten Strahlen, wenn verglommen
Des Tages Leuchte niedersinkt,
Und nun der Abend ist gekommen,
Der allen Müden Ruhe bringt.

Und wenn die Gluthen sich gekühlet,
Besänftigt ist des Sturmes Wuth,
Der Schiffer sich nun Sieger fühlet,
Die müde Hand am Steuer ruht,

Und dann die Fluth beginnt zu dunkeln,
Und sich das milde Sternenlicht
In mattem geisterbleichen Funkeln
Auf jenen Wellenhügeln bricht,

Die gleich bewegten Gräbern wogen,
Die, zur Vollendung eingeweiht,
Der Engel Hand vom Himmelsbogen
Mit Silberblüthen reich bestreut;

Da blickt noch einmal er mit Sehnen
Zurück auf die durchschnitt'ne See,
Sein Auge füllet sich mit Thränen
Und ihn durchzuckt ein leises Weh;

Und in des Hafens sichern Räumen
Umfängt ihn dann die stille Nacht,
Und er beginnt so süß zu träumen;
Die Pilgerfahrt, sie ist vollbracht.

Ein Wanderlied

von

Gustav Schwab.

Nun gar hinein zur großen Welt,
In ihren grellen Saal,
O! Wand'rer, was dein Herz erhellt,
Such's nicht im Kerzenstrahl.

Und doch — was fesselt mich denn hier,
Warum verweil' ich gern,
Was wird es ruhig still in mir,
Wie unter Mond und Stern?

Ach, in dem brausenden Gewühl,
Wund von der Lüge Schmerz,
Fand plötzlich ich ein ernst Gefühl,
Ein Wahrheit spendend Herz.

Wie mitten in dem dürren Sand
Ein Quell dem Waller springt,
Wie er sich von der Felsenwand
Aus Dorn die Rose ringt:

So perlt aus einem Auge klar
Mir frische Lebensfluth,
So quillt von einem Lippenpaar
Mir Geistes = Duft und Gluth.

Mir ist, als hätt' in Einsamkeit
Ich betend mich erquickt,
Und Engels Hand giebt mir Geleit,
Daß mich kein Trug umstrickt.

Aus den erfüllten Hallen fort
Wandr' ich hinaus in's Feld,
Sie waren mir ein stiller Port;
Hab' Dank, du große Welt!

TAYLOR INST. - OXFORD -

Auf der Haide

von

F. Stark.

Wilde Haide, schneeumhüllet,
Wo nur Stürme ihre Bahn,
Dehnet ihre Riesenglieder,
Starret wehmuthsvoll mich an.

Glänzten nicht in diese Oede
Klare Sterne mild herab,
Müßt' die Seele mir erkalten
Hier im stummen Haidengrab.

Und es klingen Trauerweisen
Durch den Zug der Windesbraut;
So nur weint Zigeunerfidel,
Daß es tief dem Herzen graut.

Und ich ziehe fern vorüber
An dem Lärm und Geigensang,
Und entfliehe zu den Sternen,
Zu dem reinen Sphärenklang.

Sprächen nicht die tausend Augen
Stiller Liebe mild herab,
Müßt' die Seele mir erkalten
In dem wüsten Haidegrab.

Sentenzen

von

J. P. Eckermann.

Zweierlei Naturen habe ich unter den Poeten bemerkt, und sie gehen auch durch alle übrigen Menschen. Die Einen halten sich selbst für das Beste, leben blos in sich und achten die Welt für nichtig; die Andern vergessen sich selbst, indem sie blos in den Gegenständen leben. Diese kommen zum Bewußtsein der Welt, erstere kaum zum Bewußtsein ihres eigenen Wesens. — Die Einen reden viel und nur eine Sprache, die Andern bequemen sich hinauf und herab und reden die Sprache Aller.

Das Wesen des Dramatischen beruhet vorzüglich auf Kenntniß des Pro und Contra aller menschlichen Dinge.

Die Dramatische Form ist die Form der Gegenwart. Sobald demnach ein Dichter auf seine Gegenstände recht eindringt und seine Fälle sich bis zur Gegenwart versinnlicht, sobald wird auch die dramatische Behandlungsweise eintreten.

Das Bajonet.

Ein Bild in drei Rahmen

von

Ludwig Würkert.

I.

Ich kenn' eine dürftige Kammer,
Drin steht ein strohernes Bett,
Und über dem Bette da hanget
Ein blankes Bajonet.

In die dürft'ge Kammer tritt schweigend
All' Abend ein zitternder Greis,
Den Bettelsack legt er zu Boden,
In die Ecke das gelesene Reis.

Dann aber erhebt sich fast kräftig
Die bleiche Kummergestalt.
Und über das Wesen des Bettlers
Ergießt sich's wie höh're Gewalt.

Still schreitet er hin zu dem Lager
Und steht und faltet die Hand,
Und blicket mit glänzenden Augen
Auf's blanke Bajonet an der Wand.

Leis murmelt er Worte vom Kriege,
Von Donner und Schlachtenblitz,
Nichts weiter doch kann man verstehen
Als „Kaiser“ und „Austerlitz.“

Und so oft er den Kaiser nur nennet:
Neigt tief er sein schneeiges Haupt, —
Ihm ward das Bajonet ja zum Kreuze,
Der Kaiser zum Gott, den er glaubt. —

II.

Das Abendgebet ist gesprochen,
Die Kammer des Bettlers wird kalt,
Abwirft er die Schuh' und den Kittel
— Durchlöchert, zerrissen, gar alt

Und nieder auf's stroherne Lager
Streckt er sich zur nächtlichen Ruh,
Den Kittel noch hebt er vom Boden
Und decket sich still damit zu.

Kaum hat er die Augen geschlossen,
Da ziehen die Träume herein,
Kanonen hört er und Trommeln
Und Schlachtengetümmel und Schrei'n

Er sieht die behelmten Regimenter,
Sieht Reiter und Infanterie,
Doch plötzlich empor fährt der Schläfer
Und fällt in dem Bette auf's Knie.

Ihm träumt's, es reite der Kaiser
Auf schweißigem Schimmel herbei,
Und winke mit der Hand den Soldaten,
Wie die Schlacht zu schlagen jetzt sei.

Und rasch streckt der Bettler die Hände
Nach der Waffe, die über ihm blitzt,
Er reißt sie herab, er will folgen
Dem Kaiser, der zu Rosse still sitzt.

Und hart aus dem strohernen Bette
Stürzt der Träumer, — ein Schrei — und ein Schmerz —
Denn gestürzt ist der Träumer in's Eisen,
Vom Bajonet durchstoßen sein Herz.

Noch ehe der Traum ganz verschwindet,
Umspinnt den Bettler der Tod, —
Das blanke Bajonet tief im Herzen —
So trifft ihn das Morgenroth.

III.

Aus der dürftigen Kammer da heben
Vier Knechte einen Sarg am Seil,
Der Sarg ist ungehobelt,
Nur schlecht gezimmert vom Beil.

Kein Crucifix liegt auf dem Deckel,
Ihn schmücket kein Leichentuch,
Kein Glöcklein höret man klingen,
Man vernimmt keinen trostvollen Spruch.

Vom Selbstmord nur höret man reden, —
Und scheu weicht die Menge beiseit;
Dem Frevler rinnt keine Thräne
Und Niemand giebt ihm Geleit.

So schreiten die Knechte von dannen
Und schaffen zur Stadt ihn hinaus;
Vom Himmel fällt Nebel und feuchtet
Dem Todten sein Schlummerhaus.

In des Kirchhofs entferntestem Winkel,
Wo Dornen und Disteln nur stehn,
Und dicht an der Mauer, wo niemals
Man Kreuzlein und Hügel gesehn!

Da setzen die Knechte ihn nieder
Den Sarg mit dem Todten zugleich,
Und schaufeln ein Loch in die Erde,
Zwar tief, doch glatt nicht und weich. —

Und als sie dann fertig, stößt Einer
Noch lachend den Deckel vom Sarg, —
Da plötzlich blickt nieder die Sonne,
Die früher in Wolken sich barg.

Sie scheinet so warm und so goldig
Dem Todten in's Angesicht —
Und schmückt seinen Sarg mit Rosen
Als wolle sie halten Gericht.

Sie blitzt auf die eiserne Waffe,
Die dem Todten zur Seite noch ruht —
Und dem blanken Bajonet entströmt es
Wie Feuer und Demantgluth.

Da ziehen die Knechte die Mützen, —
Ihnen däucht's: der Himmel selbst sprach;
Sie verscharren den Todten und senden
Ein stilles Vaterunser ihm nach.

O! Lieb', mir wohnst du überall.

Von

Adelheid von Stolterfoth.

O! Lieb', mir wohnst du überall,
Dein Geist hat meine Brust durchdrungen;
Als Harmonie im Weltenall
Sei mitgefühlt und mitgesungen.

Wohl reden Mann und Weib noch viel
Von deinem wundersamen Wesen,
Der singt davon im Saitenspiel
Und Jener läßt's im Liede lesen.

Oft aber tönt es so geschraubt,
Gleich einer Lüge zu den Ohren,
Und auf dem Markte duftberaubt
Wird ja die Rose von den Thoren.

Ich glaub': wer stumm den Blick erhebt,
Ist ihm sein hoher Stern erschienen,
Von Innen jauchzt, von Außen bebt
Und ganz in Demuth wünscht zu dienen:

Der hat am tiefsten dich gefühlt,
Am treusten dich bewahrt im Innern,
Und nur sein thränend Aug' gekühlt
Mit stillem seeligen Erinnern.

O! Lieb', mir wohnst du überall,
Dein Geist hat meine Brust durchdrungen;
Als Harmonie im Weltenall
Sei: heilig, heilig! mitgesungen.

Sentenzen

von

J. P. Eckermann.

Man braucht nicht viel Erfahrung zu besitzen, um dasjenige auszusprechen, wobei Leute von großer Erfahrung sich Vieles denken.

Die Epoche der sogenannten jungen Literatur wird einen bedeutenden Werth haben, insofern von ihr bedeutende Denkmale zurückbleiben. In dieser Hinsicht ist es ein erfreuliches Zeichen, daß einige entschiedene Talente sich immer mehr einer harmlosen Production zuwenden, wodurch allein jene Denkmale entstehen können.

Ein Lied aus meiner Zeit

von

Hoffmann von Fallersleben.

Ein politisch Lied, ein garstig Lied!
So dachten die Dichter mit Göthen,
Und glaubten, sie hätten genug gethan,
Wenn sie könnten girren und flöten
Von Nachtigallen, von Lieb' und Wein,
Von blauen Bergesfernen,
Von Rosenduft und Lilienschein,
Von Sonne, Mond und Sternen.

Ein politisch Lied, ein garstig Lied!
So dachten die Dichter mit Göthen,
Und glaubten, sie hätten genug gethan,
Wenn sie könnten girren und flöten —
Doch anders dachte das Vaterland,
Das will von der Dichterinnung
Für den verbrauchten Leiertand
Nur Muth und biedre Gesinnung.

Ich sang nach alter Sitt' und Brauch
Von Mond, und Sternen und Sonne,
Von Wein und Nachtigallen auch,
Von Liebeslust und Wonne.

Da rief mir zu das Vaterland:
Du sollst das Alte lassen,
Den alten, verbrauchten Leiertand,
Du sollst die Zeit erfassen!

Denn anders geworden ist die Welt,
Es leben andre Leute;
Was gestern noch stand, schon heute fällt,
Was gestern nicht galt, gilt heute.
Und wer nicht die Kunst in unserer Zeit
Weiß gegen die Zeit zu richten,
Der werde nun endlich bei Zeiten gescheit,
Und lasse lieber das Dichten.

Gedicht
von
Eduard von Bülow.

An Dorothea.
1840.

O, Dorothea! Unter Palmen ruhend
und unter Blumen, duftig, glänzend, bunt,
mit Myrthe, Lorbeern, Hyacinthen, Veilchen
bestreut, gekrönt, umkränzet und umgrünt
seh' ich Dich, Schlummernde, im Frühlingsgarten:
das edle Angesicht so ernst und bleich,
kein freundlich Lächeln mehr in diesen Zügen,
die erst Dein milder, frommer Geist beseelt.
Wohin ist er entflohn? ist er entschwunden
auf alle Zeit dem ew'gen Himmelslichte,
erstorben, todt? Hinweg mit dem Gedanken,
Kleinmüthiger! Was Gott so groß geschaffen,
was er mit solcher Liebe ausgeschmückt,
so schön vor Tausenden hat hingestellt,
kann das zerstieben oder untergeh'n? —

Es ging nur früh der Himmelsgärtner Tod
an seinen blüh'ndsten Beeten still umher
und pflückte, was ihm schien das Frischeste
der Erdenpflanzen, Gottes Altarschmuck.

Er trat auch sinnend zu Dir, Dorothea,
und sah Dich lange unentschlossen an:
sollt' er Dich noch hienieden blühen lassen,
so herzensrein und geistesschön Du warst? —
Er pflückte Dich? o nein! pflückte Dich nicht,
er grub Dich aus mit allen Deinen Wurzeln,
die Du so tief in aller Herzen schlugst,
trug, uns'rer Thränen spottend, Dich hinweg,
die wir Dir, ob der Wunde blutend weinen,
und pflanzte Dich in Paradieses Garten,
wo, so begossen und bethaut, nichts welkt,
und Du so wahr und ewig blühen wirst,
wie auch Sankt-Dorothee'ns Rosen blühten. —

Was Gott gegeben, kann er wieder nehmen,
und so entnahm er Dorothee'n der Erde,
weil er die Frucht des Himmels reif erfand.

Wir klagen, daß dem also, tief betrübt,
und wundern uns, daß sie nicht mehr hier weilt,
die noch so gern und freudig leben mochte.

O, Thoren, die wir sind! Verwunderbar
ist es ja nur, daß sie bisher gelebt,
und nicht schon lang fiel in den Schooß des Himmels. —

Es stirbt allein, wer lebensfreudig ist,
die Lebensmüden sucht der Tod nicht heim.

Die Mutter und die Kinder

von

A. von Maltitz.

Des Leibes und der Seele Doppel=Pflege
Fällt oft anheim dem rüst'gen Gottesmann,
Durch des Gebirges hochverschneite Wege
Langt er bei Hütten der Bedrängniß an;
Er ebnet sich die Straße mit dem Stabe,
Und wenn er nicht das Ird'sche retten kann,
So bringt er doch des Trostes Wundergabe.

Einst war er einer Reisenden erschienen,
Geflüchtet unter nied'res Hüttendach,
Hier in der wilden Heimath der Lawinen,
Es war der Sturm aus allen Klüften wach,
Fern war verirrt das stattliche Geleite,
Das eben noch zog ihren Schritten nach.
Nur ihre Kinder blieben ihr zur Seite.

Italien, dich wollte sie erreichen
Und einen mildern Himmel für ihr Kind,
Erschreckt von einer Krankheit Warnungszeichen.
Dort weh'n die Lüfte mütterlich gelind,
Doch hier, wo alle Schrecken sich erheben,
Erkranket tödtlich das geliebte Kind,
Sie kniet verzweiflungsstumm — nicht gottergeben.

Der Gottesmann sprach zu ihr: „Mutter, bete
Und laß als Arzt beschauen mich dein Kind.“
Sie blickt ihn an, ihr starres Auge flehte,
Hin zu dem Lager führt sie ihn geschwind.
Auf ihren Lippen haucht die bangste Frage,
Sie horchet, während er erwägt und sinnt,
Unschlüssig, ob er hoffe oder zage.

Lang prüft der Priester-Arzt mit Blick und Händen
Des Kindes Lebenskraft und Lebensschlag,
Hier gilt es schon, ein Wunder zu vollenden,
Ein Wunder, das der Höchste nur vermag.
Gott zu versuchen soll der Mensch sich hüten;
Allein der Arzt strebt immer Wundern nach,
Und der Natur wagt er sie anzubieten.

Hier, wo er wohnet unter ihren Schrecken,
Da bildet selbst sie zum Verweg'nen ihn;
Die Kräuter, die den Felsenhang bedecken,
Die pflücket er fast wie der Jäger kühn,
Er wird hier nicht ein banger Tropfenzähler,
Kann zögernd nicht den Lebensfaden ziehn —
Die langen Krankenlager sind für Thäler.

Die Mutter las in seinem Angesichte,
Wie er im Angesicht des Kranken lies't,
Sie harret nicht, daß ihr sein Mund berichte,
Sie weiß, daß er Verwegenes beschließt,
Doch hofft er noch, sonst wär' er längst gegangen.
Die starre Thräne der Verzweiflung fließt
Hin auf des Arztes Hand, von ihr umfangen.

„Ihr wollt den Tod zum Kampf des Todes fodern,
O wälzt den Stein vor meines Sohnes Grab,
Das offen schon, auch mich ruft zu dem Modern.
Gebietet, schwinget euern Zauberstab,
Ich will an eurer Allmacht nicht verzagen,
Nur, wenn ich ganz mein Kind euch übergab,
Gelobt der Mutter, nicht zu viel zu wagen."

„Ihr lächelt: arme Mutter, mögt ihr denken,
Nur mit dem Tod bekämpft sich hier der Tod,
Hier können Gifte nur Genesung schenken;
Doch welch ein Kind, das mir zu sterben droht!
Ach! wüßtet ihr welch' Kind, welch' Engelwesen!
Kaum faßt selbst eine Mutter meine Noth,
Er ward zur Wonne mir, zum Stolz erlesen."

„Ich konnte nur bewundern, nicht erziehen,
Bei solcher Herzens-, solcher Seelenhuld;
Die Gaben, die so mühsam andern blühen,
Sie wucherten hervor mit Ungeduld.
O! wüßtet ihr, wie theuer mir der Knabe,
Ihn zu vergöttern, das war meine Schuld,
O! wüßtet ihr, was für ein Kind ich habe."

„Zum Ungewöhnlichsten ist er geboren,
Das schon in seiner jungen Seele kreis't;
Im Mutterglück ging mir die Ruh' verloren,
Denn, ach! ein Selbstzertrümm'rer ist der Geist,
Und wenn sie seinen Genius erheben,
Der sich gebiet'risch schon in ihm erweis't,
So wünsch' ich eins bescheiden nur: sein Leben."

„Gleich Seherworten war sein erstes Lallen,
Nicht bloßer Wohllaut für der Mutter Ohr,
Im Garten war's; an heitern Himmelshallen
Trat leuchtend der Gestirne Zug hervor,
Er lag auf meinem Schooß im Engelscheine,
Die Händchen streckt er nach dem Mond empor,
Und „„schönes Wunder"" lächelte der Kleine."

Sie sprach's; ein andrer Knabe kam gegangen,
Dem ersten ähnlich, wie sein Wiederschein,
Ein Mutterlächeln schien er zu verlangen.
In ihren Klagen hielt die Mutter ein,
Auf ihre Lippen kommen herbe Klänge,
Sie mahnt den Knaben, Störer nicht zu sein;
Mißachten lag in ihrem Blick und Strenge.

„Dies ist die Angst, an welcher ich ergraue,"
So fuhr sie fort — „mein kaum gefundner Freund!
Der Knabe hier von riesenhaftem Baue,
Den Mancher seinem Bruder ähnlich meint,
Kann jedem Ungemache widerstehen,
Ob Regen strömet, ob die Sonne scheint." —
Sie spricht's, und will vor Herzeleid vergehen.

„Zwei Söhne und doch Liebe nur für Einen."
So dachte still der Arzt. Entschlossen bot
Er ihrer Hand die Gabe, die der seinen
Sie zitternder entnahm, denn eignen Tod.
„Entscheide, Mutter, dann wird Gott entscheiden,"
So spricht er, sein letzter Blick ermahnt und droht.
Er ging; sie blieb mit ihren Kindern beiden.

Sie prüft den Kranken, findet ihn nicht blässer,
Sein Athem wallet ruhig, ungestört,
Es ist nicht schlimmer, ja vielleicht ist's besser:
„Den Arzt hat meine Mutterangst bethört,
Auch ist er kaum ein Arzt, ist nur ein Priester,
Von dürft'ger Wissenschaft ward er belehrt,
Und wo sein Wissen endet, sieht er düster."

„Eins ist gewiß, mit Müttern umzugehen,
Versteht er nicht, selbst ängstlich, streng und kalt.
So möge denn die Nacht vorübergehen,
Denn Schlummer hat auch heilende Gewalt.
Bin ich nicht hier in mütterlicher Wache?
Und muß es sein, gegeben ist's ja bald;
Doch kennt er nicht dies Kind, dies zarte, schwache."

Sie raubt das Fläschchen hastig von dem Tische,
Durchdringt es mit dem Blick und forscht und späht;
„Du stille Natter," ruft sie, „zische, zische!
Ist's nicht ein Pesthauch, welcher dich verräth?
Nein, schwächlich Glas, der hätte dich zertrümmert;
Doch, füllt dich Balsam, den mein Herz erfleht,
So schimm're, wie die Engels-Thräne schimmert."

„Am eignen Leben will ich dich erproben, —
O Raben-Mutter, welche das vergaß!" —
Es sinkt ihr Blick, begeistert schon erhoben;
„Das Kind nur ist des Kindes richtig Maaß."
Dann zuckt's in ihr, wie ein Gedank', ein schlauer,
Dann war's, als ob ein finst'res Buch sie las,
Und durch's Gebein ging ihr ein eis'ger Schauer.

„„Gift,““ „hat er denn genannt dies Wort der Schrecken,
Das mir so furchtbar in die Seele fiel!
„„Drei Tropfen,““ „sprach er nur — kann Angst so necken?
Ein wahrer Arzt nur wagt so kühnes Spiel,
Und trägt nicht Gift bei sich auf's Ungefähre,
Nein, wenn es schadet, schadet es nicht viel,
Wenn ich so kindisch mütterlich nicht wäre!“

„Lehrt ich ihn nicht die Knabenspiele scheuen,
Worin der Jugend Uebermuth erwacht?
Verbot ich ihm nicht hundert Näschereien,
Die andre Kinder essen unbedacht?
Verschlingt sein Bruder nicht mit gier'gen Blicken
Das Fläschchen schon, woraus ihm Süßes lacht,
Ja, Naschen, Naschen, das ist sein Entzücken!“

„Komm, kleines Leckermaul, ich will nicht schelten,“
Sie winkt dem Knaben diesmal liebevoll, —
„So schüchtern nicht! ich will dir ja vergelten,
Nimm, was ein bleich'rer Mund empfangen soll —
Nimm meinen Segen — hast ihn früh empfangen,
Vor deinem Bruder“ — murmelt sie mit Groll,
„Den ersten Segen, mußt' er ihn erlangen!“

„Was ist Natur? des Herzens mächtigst Walten,
Gleich ward getheilt noch keine Zärtlichkeit,
Das höh're Dasein, das muß ich erhalten,
Und wenn ein finst'res Schicksal so gebeut —
Was könnt' er werden? Seines Bruders Diener —
Er lebt von Gift, von Mißgunst und von Neid“ —
Und in des Kindes Auge blickt sie kühner.

Es ist gethan, und bald ist es entschieden,
Der Liebling schlummert wie das Knäblein Christ,
Genesung kömmt in einem solchen Frieden,
Er lächelt, seht, wer hat ihn denn geküßt?
Die Mutter war's, er dankt, der süße Kleine;
Der And're schlummert auch, sein Schlummer ist
Stets ungestört. Die Mutter wacht alleine. —

Der Morgen lächelt auf die düst're Hütte,
Den Sturm besänftigt hat die stillste Nacht;
Nun kehrt der Arzt zurück mit treuem Schritte,
Bei einem Sterbenden hat er gewacht.
Er pocht, von innen hallt kein Lebenszeichen,
Schnell hat die morsche Thür' er aufgemacht,
Und sieht die Mutter, sieht der Kinder Leichen.

Sie richtet auf sich zu dem Liebling deutend,
„Helft dem zuerst, errathet, was ihr seht!"
Er sieht — den Tod. Sie zu dem Abgrund schreitend,
An dessen Rand die Alpenhütte steht,
Schreit zu dem Himmel auf: „so kannst du strafen!"
Und stürzt hinab — für sie giebt's kein Gebet, —
Hinab, wie die, so Gottes Donner trafen. —

Es starrt der Priester in des Abgrunds Hölle,
Staunt dann empor in's reine Tageslicht,
Er wankt hinweg und sah nie mehr die Stelle,
Wo sich erfüllt ein grausendes Gericht. —
Wohl war es Gift, was er gewagt zu spenden,
Der Arzt; doch wär' es Gift gewesen nicht:
Lieblosigkeit wird Tod in Mutterhänden. —

Erinnerung an Tiedge

von

Dr. Christian Weiß.

Liebst du, im Donnergebraus' und sturmumraseter Waldung
　　Singend dich zu ergeh'n, oder auf hohem Kothurn
Kalt in des Schicksals Schluß Unschuld und Schuld zu verstricken,
　　Oder im flötenden Hain Liebe zu klagen dem Bach?
Ihn dort findest du nicht, den Mann der stillen Betrachtung
　　Und des gediegenen Worts, das aus dem Herzen ihm quoll.
Wahrheit dichtet' er nur, und bewährt' im Leben die Dichtung,
　　Edel an Geist und Gemüth, lauteren Sinnes und treu.
So durchmaß er den Raum, der ihm ward, der biederen Freundin
　　Leitender Freund, und sanft wieder geleitet von ihr.
Aufwärts führte die Bahn; Sie vollendete, Ihrer gedacht' Er,
　　Und als Urania rief, reicht' er ihr freudig die Hand.

Sphingen

von

Ernst Freiherr von Feuchtersleben.

Die Wissenschaften und die Sagen,
Der Kunst Bemüh'n, der Welt Geschichten —
Was sind sie, als verhüllte Fragen?
Aus nachtumfloßner Quelle fließt
Der Strom des Heiligen, des Bösen;
Ein Räthsel aus Graus und Klagen
Giebt jeder Dichter aufzulösen —
Weil jeder selbst ein Räthsel ist.

Was Tausende vor tausend Jahren
Erbeuteten aus Schmerz und Wahn,
Du mußt es Alles durch — erfahren,
Der Enkel fängt's von vorne an;
Ein Jeder macht dieselbe Reise —
Warum sich Erd' und Himmel drehten?
Das frag' auf einem lichteren Planeten!

Erkennen, Wirken und Genießen!
Du siehst die gold'nen Quellen fließen,
Du lechzest — ach! und darfst nur nippen, —
Und tausend Fragen schweben auf den Lippen,
Die bang verschmachtend sich auf ewig schließen.

Auf! sammle Dich in Dir und rüste
Dich gegen Tod und Welt, — und sei!
In Dir ist Paradies und Wüste,
In Dir nur bist Du wahrhaft frei.

Einsam auch mitten im Gewimmel,
Zu zwei'n auch einsam mit Dir selbst,
Beschirmt vom ewig heitern Himmel,
Den Du Dir selber gläubig wölbst;
Wirst Du, wenn Zeit und Räume fließen,
Wenn Wort und Bild und Ton verweh'n —
Erkennen, wirken und genießen
Und alle Wandlungen besteh'n.

„Ostwärts, ostwärts will ich wandern,
Hin, wo Palmenlüfte weh'n,
Weil die Einen, weil die Andern
Meine Sprache nicht versteh'n!"

Freund, das Loos der Wunderbüste
In Egypten — kennst Du's nicht,
Eine Stimme in der Wüste
Ist, in Osten wie im Westen,
Unter Palmen und Palästen —
Wer der Wahrheit Sprache spricht!

Der Weltjammer
1842
von
J. H. von Wessenberg.

Laut seufzt ihr: „Alles ist eitel!“
O! Alles, Alles vom Scheitel
Bis zu der Sohle, doch Eines nicht,
Was leise zu uns im Busen spricht!

Mit euern Eitelkeitsklagen,
Gesteht's nur, wollet ihr sagen:
Ihr möchtet, das Eitle soll fortbesteh'n,
Dann möge das Ew'ge nur vergeh'n.

Nie klagt das Veilchen, die Rose
Ob dem vergänglichen Loose;
Doch trauernd beim Schwinden vom flücht'gen Glanz
Vergeßt ihr, euch winkt ein ewiger Kranz!

Ein Gefangener

von

Thekla.

Mein Kerker, sieh', an deiner feuchten Mauer
Zieht in die Höh' der Strahl mit seinem Schein,
Bald werden wir, du still und dunkel sein,
Und ich ergriffen von noch tief'rer Trauer.
Die Nacht in dir hat solche schwere Schauer,
Bis in die Seele dringen sie hinein;
Ich kann dann widerstehen nicht dem Weinen —
Und sieh', der Strahl hat aufgehört zu scheinen.
Auf gold'nem Pfade durch die ros'gen Lüfte
Da schwebst du nun, du purpurheller Strahl,
Hin über Wiesengrund, Gehölz und Thal,
Durchspielst die Ranken und verklärst die Klüfte,
Berührst die Wasser, streifst die blassen Düfte
Und lässest mich zurück in meiner Qual.
O! meine Liebe, an des Strahles Stelle
Komm du nun her mit Tröstung und mit Helle,
Ich sehe nicht die veilchenfarb'ne Ferne,
Ich sehe nicht den Himmel, silberweiß,
Am Morgen und am Abend glühendheiß;
Ich weiß nichts mehr von Wolken, ich verlerne
Die Namen und den gold'nen Stand der Sterne.
Mein Leben steht, das ist es, was ich weiß,

Doch mitten in dem unbewegten Leben,
O! meine Liebe, seh ich dich noch schweben,
Du hast des Seraphs himmelsklare Schwingen,
Des Seraphs, welcher keine Pfade braucht,
In Strahlen ist dein braunes Haar getaucht,
Um mir Erhellung meiner Nacht zu bringen.
Melodisch hör' ich deine Stimme klingen;
Und Düfte sind's, was deine Lippe haucht,
Und wenn ich auch nicht immer dich besehe,
Oft kommst du doch, um wohlzuthun dem Wehe.

Ansichten

von

J. P. Eckermann.

Ein Volk braucht oft Jahrhunderte, um durch die Schaale einer einzigen Idee zu kommen.

Kein Roman, kein Drama ist ohne das Vermögen guter Rede denkbar. Ja sogar um jede gelehrte Abhandlung würde es gut stehen, wenn wir dabei lebendige Menschen vor Augen hätten, an die wir unsere Worte richten und die wir von unserer Ansicht überzeugen möchten.

Ein Winter in Berlin

von

Friedrich Rückert.

I.

An die Freunde.

Ich fand im Lebenswege
Der Freunde zweierlei,
Und für die beiden hege
Ich auch der Triebe zwei;
Die einen, die verbunden
Mir Leben hat und Herz,
Die andern, die gefunden
Mein Lied in Ernst und Scherz.

Wenn mir die erstgesetzten
Mit Recht die ersten sind,
Doch auch nicht für die letzten
Bin ich undankbar blind;
Nur ist zu unverlässig,
Was sie zusammenhält,
Denn Diesem ist gehässig,
Was Jenem wohlgefällt.

Sie sind auch nicht erschienen,
Als ich darnach gespäht;
Und nun es Zeit ist ihnen,
Ist es für mich zu spät:

In Jugendeitelkeiten
Wünscht wohl ein Herz herbei,
Wovon in spätern Zeiten
Es lieber wäre frei.

Die mich als Menschen lieben,
Lieb' ich so wieder gern;
Dabei, was wir geschrieben,
Bleibt uns'rer Rechnung fern.
Die aber im Gesange
Mich lieben, lieben sie
So lange mich, so lange
Gott neuen mir verlieh.

Ihr braucht mir's nicht zu sagen,
Ich brauch' euch nicht zu sehn;
Der Ton ist angeschlagen,
In dem wir uns verstehn.
Vereinigt und geschieden,
So sind wir's, ihr und ich:
Nehmt hin mein Lied in Frieden,
Und laßt in Frieden mich.

II.

Erst vom schönen Wetter gelockt,
Dann vom schlechten zurückgehalten,
Bin ich gesessen und bin gehockt
In meinem Neuseß, dem alten.

Nun hab' ich den Sommer auszubaden
Im Winter in der Residenz,
Den Hof zu machen ungnädigen Gnaden,
Statt dem Lenz, der Excellenz.

Wenn's doch jahrelang Sommer wäre!
Der Winter ist mir zum Verdruß,
Wenn aus des Gartens heit'rer Sphäre
Ich in die dumpfe des Hörsaals muß.

Ein Zugvogel bin ich geworden
Zwischen Neuseß und Berlin;
Doch ich Dummer ziehe nach Norden,
Wenn die Klugen nach Süden ziehn.

III.

Wie ich mich hier behage?
Wie die Eul' am Mittage
In lärmender Krähenschaar;
O wär' in meiner Nacht ich einsam, wie ich war.

IV.

Mein Herz, nicht unterdrücke,
Ein wenig halt' zurücke
Nur des Gefühls Ausbruch;
In's Aug' hinab die Thräne,
Und press' in deine Zähne
Verwünschung oder Fluch.

Ob Zorn es sei, ob Jammer
Verspar's in deine Kammer,
Wo Niemand es vernimmt,
Da magst du dich entladen,
Da wird es Niemand schaden,
Wenn trüb' dein Nachtlicht glimmt.

V.

Durch schöne Augen hab' ich in
Ein schönes Herz geschaut;
Das hat erhoben meinen Sinn
Und mein Gemüth erbaut.

Durch schöne Augen hab' ich in
Ein schönes Herz geschaut;
Das hat durch mich geleuchtet hin,
Und sanft mich überthaut.

Durch schöne Augen hab' ich in
Ein schönes Herz geschaut;
Davon ich still getröstet bin,
Wo in der Nacht mir graut.

VI.

Deine Gedanken sind süße Gedanken;
Deiner Gedanken Gegenstand
Zu sein, ein Glück ist's ohne Schranken,
Wie es ein Seliger nur empfand:

Deiner Gedanken Gegenstand,
Auf dem sie ruhen ohne Wanken!
Aber auch nur im Vorüberschwanken
Deiner Gedanken
Gegenstand,
Ist wie vergoldeter Wolken-Rand,
Wie Gesundheitsgefühl dem Kranken,
Wie ein Druck von der Liebsten Hand.

VII.

Hätt' ich Flügel, ich flöge Dir zu,
Und so lange Du heiter
Lächeltest, blieb' ich bei Dir; wo du
Zürnetest, flög' ich weiter.

VIII.

An * *

mit einem ungebundenen Exemplar von Saul und David.

den 28. December 1842.

Einen hochverehrten Mann,
Eh' das neue Jahr begann,
Noch im alten zu begrüßen,
Wenn der Lieb' Eilfertigkeit
Will verlieren keine Zeit,
Wirst Du's ihr verzeihen müssen.

Nimm dies arme Büchlein nackt,
Wie es eben ausgepackt
Vom Buchhändler angekommen!
Anzuthun ein Prachtgewand
Von Buchbinders Meisterhand,
Hat sich's nicht die Zeit genommen.

IX.

Ein gutes neues Jahr!
Und was wir wünschen, das werde wahr;
Und was trüb' ist, das werde klar;
Und was gut ist, das bleibe, wie es war.

Eintracht jedem Paar,
Friede jeder Schaar,
Sieg und Ruhm unser'm Königsaar!
Und was wir lieben, lieben wir immerdar!

X.

Dem Nachbar Maler
mit einer Flasche griechischen Weins zum Geburtstag.

Hätt' ich viel Geld in der Tasche,
So schickt' ich Dir einen Eimer;
Nun nimm mit einer Flasche
Fürlieb vom Nachbar Reimer,
Nachbar Maler! und nasche
Nicht Hoch= und Laubenheimer,

TAYLOR INST. - OXFORD -

Noch Glut aus Vesuvius Asche,
Noch französischen Schäumer,
Noch Ungarblut, das rasche,
Sondern griech'schen Träumer,
Der sanft Dir die Gurgel wasche.

XI.

An sandigen Feldern, sumpfigen Wiesen,
Steh'n die donquixotischen Riesen,
Die höher als der Kreuzberg sind,
Und sich dreh'n, wie sich dreht der Wind,
Sie beschämen die träge Spree,
Die kein Wassermühlrad treibt,
Daher nur für Berlin, o weh,
Der Wind zur Nahrung übrig bleibt.

XII.

Der Spree
Ist's weh,
Sie kann sich nicht entschließen
In Berlin hineinzufließen,
Wo die Gossen sich ergießen.
Wer mag es ihr verdenken?
Sie möchte lieber, wenn sie dürft', umlenken.
Hindurch doch muß sie schwerbeklommen;
Sie kommt beim Oberbaum herein
Rein wie ein Schwan, um wie ein Schwein
Beim Unterbaum herauszukommen.

XIII.

Shakspear in puris putis naturalibus;
Wer ihn in Hosen seh'n will, ist ein Hasenfuß.
Ich les' ihn ganz, ohn' auszulassen,
Schauspielerin lerne Muth nur fassen!
Will sie vor einem Wort erschrecken,
Das mir nicht blieb im Halse stecken?
Oder sich einer Zote schämen,
Die ich mich nicht schäm' in den Mund zu nehmen?

XIV.

Was schreit der Mensch, als wie ein Vieh,
Und schiebt den Karr'n mit Schnaufen?
Die Aepfel, die
Er gebaut hat, will er verkaufen.
Warum verkaufen will er sie?
Ei, um von dem zu leben,
Was ihm die Käufer geben.
Warum denn nicht behält er sie,
Spart seine Kehl' und schont sein Knie,
Und ißt sie selber eben?
Könnt er davon nicht leben?
Das würde der Oeconomie
Des Staates widerstreben,
Nach der man nie
Vom Eignen, wie
Im Paradies soll leben,
Sondern in Tausch es geben,
Um den Verkehr zu beleben.

XV.

Nun kann ich in Frieden zu Grabe gehn,
Da ich das Höchste im Leben,
Der göttlichen Fanny Beine gesehn
Sich bis zum Himmel erheben.

Doch bei dem allem fürcht' ich nun
Kann ich nicht selig werden:
Was sollen mir Engel im Himmel thun
Nach solchem Tanz auf Erden!

XVI.

Zu meiner Zeit war Göth' und Schiller
Berühmter, selber Voß und Miller,
Als eines Virtuosen Triller
Und Luftsprüng' einer Tänzerin.
Du mußt sie sehn, mein Sohn, und hören,
Um 'unter Thoren mitzuthören,
Denn du bist von der Jugend Chören,
Da ich vom alten Eisen bin.

XVII.

Laß nur den großen Haufen
Zum großen Heerweg laufen,
Und bleib' in Gottes Gnade
Auf deinem Wiesenpfade.
Dort, wo sie rennen, staubt's,
Hier, wo wir rasten, laubt's;

Dort in der Luft ist Stickung,
Hier fächelnde Erquickung:
Dort schmettert es und rasselt,
Dort wettert es und prasselt;
Hier kreisen um die Linde
Die leisen Frühlingswinde.

XVIII.

Was für andre Götter jetzt
Man dem jungen Dichter preis't;
Du, o Göttin Schönheit! sei'st
Deines Thron's mir unentsetzt.
Oftmals hab' ich dich verletzt
In der Form, doch nie im Geist;
Darum hoff' ich, du verleih'st
Deinen Schutz mir bis zuletzt.

XIX.

Mag Niemand es mit mir beschau'n,
So will ich mich allein erbau'n
Am Werk, das ich mit Lust erschaffen
Mit meinen besten Geisteswaffen.
Ich prüft' es warm und prüft' es kühl,
Und kann nicht lassen mein Gefühl,
Das setz' ich kühn und unverlegen
Dem Urtheil aller Welt entgegen.

XX.

Ich ließ selbst meinen Wein sie proben,
Daß sie sollten meine Verse loben.
Sie haben gut meinen Wein geprobt,
Doch meine Verse schlecht gelobt.

XXI.

Wozu hat man dich berufen?
Nicht zu Glück und Ehrenstufen;
Um Bescheidenheit zu lernen,
Und den Dünkel zu entfernen:
Daß du Andre seh'st in ihren
Eitelkeiten triumphiren,
Und mit Allem, was du treibest,
Selber unbeachtet bleibest.

XXII.

Mit Menschen ist nicht auszukommen,
Nicht auszukommen ohne sie;
Das hab' ich nie
So deutlich, wie
Im Schnee heut wahrgenommen.
Ich wählte den betret'nen Pfad,
Da stießen mich, die ihn betraten;
Dann ging ich, wohin Niemand trat,
Und mußt' im Schne'e waten.

XXIII.

Falsch Angewöhntes legst du mählig,
Auf einmal nicht, doch legst du's nieder;
Gewöhne dich indeß, empfehl' ich,
Nur nicht an ander Falsches wieder!

XIX.

Wo man's nicht in der Nähe kann,
Da lebt man in der Ferne;
Und nimmt meinen Gruß die Welt nicht an,
So richt' ich ihn an die Sterne.

Doch neulich ward ein schöner Gruß
Von Sachsen mir gesendet;
Dem sei zu dieser Lieder Schluß
Des Dichters Dank gespendet.

Sonnenuntergang

von

Carl Borromäus von Miltitz.

Du sinkst, o Sonne, Deine gold'nen Strahlen
Sie fallen schräger schon und blässer auf die Welt,
Allein mit Purpur, Crocus, Azur malen
Sie, noch im Sterben schön, das Wolkenzelt.

Der Mensch, wie Du, sinkt endlich ein am Abend,
Sein Licht, hell oder schwach, verlischt so leis.
Allein sein Scheiden, ist's wie Dein's, so labend,
Strahlt er noch einmal Wonne über seinen Kreis?

Ach nein! in Wehmuth, selten nur verstanden,
Seufzt er zum letztenmal aus matter Brust,
Gelöset sind der Sinne ird'sche Banden,
Erloschen ist ihr Schmerz und ihre Lust.

Allein ein golden lichter Strahl von Oben
Blickt trostreich in die letzte Nacht hinein.
Das Auge, das zu Gott sich hat erhoben,
Glänzt von des ew'gen Morgens Wiederschein.

Jetzt ist die Sonn' hinab, und dunkle Schleier
Sind magisch um der Erde Rund gelegt.
Der Todeskampf erlosch, die Seele freier
Folgt ihrem Engel, der sie aufwärts trägt.

Ja dort, dort unter jenen Lebensbäumen
Erwarten uns're Lieben uns in Seligkeit.
Dort giebt's nicht Täuschung, giebt's kein irres Träumen,
Und jede Liebe dauert eine Ewigkeit.

Drum sinke nur, Du kleine Erdensonne,
Sei scheidend heiter noch von uns gegrüßt.
Wir folgen bald Dir nach zur ew'gen Wonne,
Dahin, wo Du ein Tropfen nur am Eimer bist.

Natur = Bilder

von

Agnes Franz.

Mondes Aufgang.

Still liegt der See, die Trauerweide taucht
Ihr wallend Haupthaar in die Silberfluthen,
Auf die der Wiederschein der Abendgluthen
Den letzten Rosenschimmer hingehaucht.

Und immer dunkler ragt zum Himmelsblau
Der Wald empor in tiefem ernstem Schweigen,
Die Pappel steht mit dämmergrauen Zweigen
Geheimnißvoll gleich eines Münsters Bau.

Und leise zieht sein stilles Wellengleis
Der Silberschwan zum grünen Ufer=Schatten,
Hier ruht er aus in seeligem Ermatten,
Und blickt empor zum finstern Wolkenkreis.

Da grollt es leis' am fernen Himmelssaum,
Die Wipfel rauschen schauerlich zusammen,
Und drohend spielen röthlich gelbe Flammen
Am Horizonte, wie ein banger Traum.

Doch wie von eines Gottes Majestät
Gehalten, schweigt es plötzlich auf den Auen,
Ein Tempel scheint sich schützend aufzubauen,
Durch den ein Engel sanft versöhnend geht.

Und sieh, was lichtet freundlich dort die Nacht?
Leis steigt es aufwärts aus des See'es Welle,
Wie ein Gebild in überird'scher Helle,
Und schnell empor in wunderbarer Pracht.

Noch hüllt ein Flor des Mondes Angesicht;
Jetzt sinkt er hin, und überströmt von Milde
Zeigt sich sein Himmelsantlitz dem Gefilde,
Das jedes Weh und jeden Schmerz bespricht.

Die Wolke rafft den rothen Blitz zurück,
Kann nicht verfolgen mehr, und nicht mehr hassen,
Der Sturm hat seinen Felsensitz verlassen,
Und flieht, besiegt von einem Friedensblick.

Und wie die Erde seelig sich verklärt:
So auch das Herz, das jenen Strahl getrunken.
Sein Gram, sein Bangen ist dahin gesunken,
Im Schooß des Friedens ist es eingekehrt.

Und ahnungsreiche, süße Träume zieh'n
Zu ihm herab auf heil'gen Lichtes-Schwingen,
Es nahen Engel, Palmen ihm zu bringen;
Sein Paradies — er sieht es wieder blüh'n.

O Mond, Herold des Ew'gen! steig empor!
Geuß auf die Welt die lichte Friedensschaale!
Sanft träumt sich's fort in deinem Silberstrahle
Von allen Himmeln, die das Herz verlor.

Und ist es wahr, was jüngst mein Ohr verstand:
Daß du die Heimath bist verwandter Seelen,
Die, hier getrennt, sich dort einst neu erwählen,
In jeder Form sich inniglich bekannt:

So ist der Zug der Sehnsucht mir erklärt,
Der ewig mich an deinen Strahl gebunden!
So ist das heil'ge Ufer aufgefunden,
Zu dem sich froh der Hoffnung Nachen kehrt!

Rückblick auf Tiedge's letzten Brief an mich

(am 7. August 1842)

von

A. G. Eberhard.

Des letzten Briefes letzter Worte: —
„Auf ein vergnügtes Wiedersehn!“
Kaum freut' ich ihrer mich: da war's um ihn geschehn!
Da schwand er an der düstern Pforte,
Zu welcher, stillen Winks, der Tod
Nach langem Zögern ihn entbot! — —

Nun steh' ich mit dem Wanderstabe
Betrübten Herzens an dem Grabe,
Das seinen Leichnam still umschließt.
Wohl Schmerzensthrän' um Thräne fließt
An seiner Ruhestätte nieder,
Doch keine Thräne weckt ihn wieder,
Den vielbewährten treuen Freund,
Der oft mit mir gelacht, geweint,
Den Sänger hundert schöner Lieder,
Die tausend Herzen hoch entzückt,
Und mit des Ruhmes Kranz die Stirn ihm schön geschmückt! —

Es raubten Hamburgs Unglücksflammen
Mir seiner Liebe letztes Wort;
Doch mir im Herzen lebt' es fort,
Ob auch in Thränen meine Augen schwammen.

Wo wird sein letztes Wort nun wahr?
Wo seh' ich froh den Theuren wieder,
Den Sänger hundert schöner Lieder?
Wo wird es endlich Alles klar,
Was uns durch ihn Urania verkündet? —
Der Sehnsucht Flamm' ist hell entzündet!
Wer sagt mir nun: Ist nah — ist fern
Des höhern Lebens schöner Stern,
Der wieder mich mit ihm verbindet? —

Ich bin dem Erdenziele nah!
Viel Theure sind mir schon vorangegangen!
Wird Einer jenseit liebend mich empfangen?
Wirst Du es, Sänger der Urania?

Die Stimme in der Natur

von

Ludwig Reichenbach.

Mag Memnons Säule im Kusse des Strahles der Sonne ertönen und Zephiros Hauch sanft nur die Blätter bewegen, oder Boreas die Wipfel drohend durchsausen: die Säule und die Blätter sind immer nur die Leiter der Töne, und auch die Blume in mannigfaltiger Farbe und Schönheit ist stimmlos und spricht nur symbolisch durch Düfte und durch Gestalten zu uns.

Myriaden stummer Bewohner birgt unter seinen Wogen der weite Ocean, und stumm bleibt's in dem Gewimmel munterer Thiere, in den Gewässern des Erdballs.

Aber die Stimme findet dennoch ihren Ursprung in den Reihen der lebendigen Wesen, noch tiefer als die Entstehung des Herzens und tiefer als die Entwickelung der innern, Stimme gebenden Werkzeuge: denn das Zippen der Heimchen und das Schwirren der Cicaden ist der erste Ruf der Liebe in der Natur.

Banger Schmerz und Hunger, und der Durst nach Luft und nach Licht erwecken dann die Töne des noch ungebornen Vogels im Ei, und sobald er sich von der ihn einengenden Schale befreit sieht, begehrt wieder seine Stimme und immer wieder nach Nahrung, und so lange verkündet die Stimme den Schmerz, bis wieder die Freude erwacht.

Aber jenes Feldheimchens heitere Triller und jenes Geschwirr der schon von Anakreon glücklich gepriesenen Cicade, ebenso Philomelens melancholisch nächtlicher Schlag wie Erato's zarte Gesänge und die Klagen der Sappho, oder der Trouba-

dours romantische Weisen: alle umschlingt immer nur wieder das einzige Band der Liebe, aus der in der Natur die erste Stimme entsprang.

Wie aber Gehör und Stimme einander umfassend berühren, so findet sich auch in der höheren, intelligenteren Natur der Ursprung einer wahren, edleren Liebe wieder in der Sphäre des Gehörs, und der Ton der Stimme ist es, dessen magisch-unwiderstehlicher Zauber da fesselt und bindet, wo sich Verwandtes zum Verwandten findet.

Göthe

von

J. P. Eckermann.

Wisset ihr, wodurch uns Göthe schon früh einen Beweis seiner mächtigen Persönlichkeit gab? — Dadurch, daß er seine ernsten bedeutenderen Sachen in Prosa schrieb, und eben in dieser Prosa ihm die Bewunderung der Welt zu Theil ward. Er verdankt seinen ersten Ruhm nicht einer glänzenden Form, sondern seiner wahren Tüchtigkeit, die keines Putzes und keiner Schminke bedurfte. Die innere Form ist bei ihm stets bedeutend, die äußere des Verses kann er entbehren. Ja, der Schmuck einer schönen Form ist ihm oft sogar hinderlich, und er ist größer in Knittelversen, als im wohlklingenden Sonett.

Eine Locke

von

C. O. Sternau.

Eine Locke, silberweiß,
Zur Erinn'rung seiner Lieder,
Leg' ich sinnend zu Dir nieder,
Du verdorrtes Blüthenreis.
Wo die welken Blumen schlafen,
Meiner Liebe einz'ger Preis,
Im erinn'rungssüßen Hafen
Liegt die Locke, silberweiß.

Was die Jugend mir gebracht
In des ersten Traumes Tagen,
Als das Herz beglückt geschlagen,
Was mir selig einst gelacht;
Was die Liebe mir gegeben
Aus der Blumen zartem Kreis —
Eine Locke liegt daneben,
Eine Locke, silberweiß.

Als sein heilig Lied erklang
Wie des Domes Feierglocken,
War sie eine von den Locken,
Die das liebe Haupt umschlang. —

Und so blieb zum schönen Pfande
Von dem deutschen, frommen Greis
Mir das heiligste der Bande —
Eine Locke, silberweiß.

Ansichten

von

J. P. Eckermann.

Das Erste, was uns zu einem Menschen hinzieht, ist die äußere Persönlichkeit und der innere Charakter im Allgemeinen, in sofern er sich dem Körperlichen aufgeprägt hat. Zur eigentlichen Kenntniß des Innern aber gelangen wir erst spät und meistentheils nie. Das Innere eines Menschen erscheint niemals in seiner Totalität; es erscheint immer nur als theilweise Aeußerung eines verborgenen Gottes, der selber nie sichtbar wird und der sich nur kund giebt, so wie er die Gelegenheit findet. Die Menschen sind daher Probleme und sind es um so mehr, je reicher sie von der Natur begabt sind und je mannichfaltiger das Leben zu ihrer Entwickelung gewirkt hat. Aus diesem Grunde ist es zu erklären, wie Napoleon, nachdem er lebenslänglich Tausende von Menschen beschäftiget und geprüft, zuletzt zu der Ansicht hat kommen können, daß die Physiognomie eines Menschen ein trügliches Ding sei, und daß darauf nichts zu halten.

Die Tage sind nicht gleich, und der Mensch ist nicht zu jeder Stunde vollkommen.

Der Hammer der Thorheit.

Aus dem Sanscrit

vom

Prof. Dr. A. Höfer.

1.

Nicht länger, Thor, doch eitle Schätze hüte!
Befrei' vom Durst den Leib und das Gemüthe:
An guter Werke Lohn, an solchen Schätzen
Soll sich hinfort die Seele Dein ergetzen.

2.

Wer ist Dein Weib? Und wer Dein Sohn?
Die Welt hier ist voll Wunder schon!
Und wessen Du? von wannen du gekommen?
Dieß wird Dir, Bruder, zu bedenken frommen.

3.

Nichts bilde Dir auf Jugend, Gold und Diener ein,
Denn Alles mag im Nu der Zeit verfallen sein.
Besinne Dich, verlaß der eitlen Täuschung Meer,
Und wandl' auf Gottes Pfad einher!

4.

Ein Tropfen, der am Lotusblatte zittert,
So ist das flücht'ge Leben schnell verwittert.
Nur Einen Nachen gibt's im Meer der Welt,
Den hat, wer treu sich zu den Guten hält.

5.

Der Leib ist eingefallen, kahl das Haupt,
Der Mund ist seiner Zähne schon beraubt,
Der leichte Stock, der schwanket in der Hand —
Jedoch des Lebens Hoffnung nicht verschwand.

6.

Geboren kaum wird vor dem Tod Dir bange!
Der Schlaf im Mutterschooße währt so lange!
Da diese Welt so schlecht und so vergänglich,
Wie bist Du hier noch, Mensch, der Freud' empfänglich.

7.

Tag, Nacht, des Morgens und des Abends Schein,
Die Jahreszeiten werden immer sich erneu'n.
So spielt die Zeit, das Leben schnell vergeht,
Und dennoch nie der Hoffnungswind verweht.

8.

Beim Göttertempel wohnen unter'm Baum,
Ein Kleid aus Fell, ein Lager auf der Erde Flaum,
Dem Umgang und der Sinnlichkeit entsagen, —
Wer möchte solche Ruh nicht gern ertragen?

9.

Nicht kümm're Dich um Freund und Feind hienieden,
Noch Weib, noch Kind, auch nicht um Krieg und Frieden:
Gleichmüthig sei bei allem Du auf Erden,
Willst Du recht bald dem Vischnu ähnlich werden.

10.

Acht Urgebirge nebst den sieben Meeren,
Die Sonne wie die Götter selbst, die hehren,
Dich, mich, die Welt, — die Zeit wird all's zertrümmern,
Warum sich hier denn noch um irgend etwas kümmern?

11.

In Dir, mir, und sonsten Vischnu lebt allein,
Warum denn zürnen mir und unverträglich sein?
In Deiner Seele wolle jede Seele seh'n,
Und nirgends soll für Dich ein Unterschied besteh'n!

12.

Auf's Spielen geht des Knaben ganzes Streben,
Der Jüngling weiht der Jungfrau all sein Leben,
Des Alten Brust von Sorgen ist bedränget, —
Daß an den wahren Gott sich keiner hänget!

13.

So ist denn hier, in Versen eng verbündet,
Die ganze Weisheit Lernenden verkündet:
Wem nicht von hier Besonnenheit gekommen,
Ach solchem wird nichts And'res ferner frommen.

Herzog Ulrich von Würtemberg.

Ballade

von

Ernst von Brunnow.

Es klingt ein Lied gar traurig,
Aus schönem Schwabenland,
Die Mähr' ist wild und schaurig,
Wie keine noch bekannt.

War Herzog einst in Schwaben
Ulrich von Würtemberg,
Thät einen Gesellen haben,
Erfahren im Waidmannswerk.

Ein Meister war er zu Rosse,
Im Armbrustschuß und Turnier
Der Ritterschaft bester Genosse,
Des Stammes von Hutten Zier.

Herrn Hansen von Hutten dem blüthe
Ein Weiblein schön wie 'ne Fee,
Wie Röslein ihr Mund erglühte,
Ihr Busen war weiß wie Schnee.

Im Busen aber da regte
Ein Herz sich ohne Treu,
Doch Ritter von Hutten hegte
Vertrauen sonder Scheu.

Dem Herzog, heiß und munter,
Frau Kunigund gefiel,
Er trieb es immer bunter,
Und trieb ein falsches Spiel.

Der Ritter ward es innen,
Wies seinen Herrn zu Recht,
Fragt, was er soll beginnen,
Das Hutten'sche Geschlecht.

Heim fordert ihn nach Franken
Der Vater auf sein Schloß;
Der Ritter wollt' abdanken
Und sattelte sein Roß.

Da sprach der Herzog milde:
„Lieb Hans, dein Will' gescheh',
„Zieh mit dem schönen Bilde,
„Daß ich es nimmer seh'!"

„Doch eh' im raschen Ritte
„Du meidest Schwabenland,
„Gewähr' noch eine Bitte,
„Gieb mir darauf die Hand."

„Auf Samstag gilt's den Hirschen
„Im Böbelinger Wald,
„Da sollst noch mit mir pirschen,
„Wenn froh das Jagdhorn schallt."

Der Hutten war's zufrieden;
Es kamen von nah und fern,
Zur Hirschenjagd beschieden,
Viel Grafen an und Herrn.

Als nun den Wald sie schauen,
Der Herzog dem Hutten sich naht,
Ihm Wichtiges noch zu vertrauen;
Drauf ritten sie einsam den Pfad.

Laut lärmend begann nun das Pirschen,
Die Hörner schmetterten hell,
Viel sanken von edlen Hirschen
Bei klaffendem Rüdengebell.

Schaut auf, mit blutigen Mähnen
Des Huttens weißes Roß,
Im Lauf ausstreckend die Sehnen,
Ohne Reiter vorüberschoß!

Und die Jäger erfaßt ein Ahnen
Von unheilvoller That,
Nachspürend des Rosses Bahnen,
Verfolgen sie hastig den Pfad.

Da hing an dürrer Eiche,
Von Blut und Wunden roth,
Herr Hutten eine Leiche —
Der Herzog schlug ihn todt!

Anm. Der Stoff dieser historischen Ballade ist entnommen aus Sattler's Geschichte Würtembergs unter den Herzogen, 1. Bd. S. 185 ff. Der ermordete Hans oder Johannes von Hutten war der Vetter des berühmten Ulrich von Hutten, welcher als Rächer seines Verwandten mit Wort und Schwert auftrat. Des Herzogs böse That ist damals vielfältig in Volksliedern besungen und verabscheut worden.

Ansichten

von

J. P. Eckermann.

Es giebt eine Unzahl kleiner Umstände in dem Leben und den Handlungen eines Menschen, die nie zur Kenntniß der Welt gelangen können, die aber gekannt und erwogen sein wollen, ehe wir ein Urtheil mit einiger Gerechtigkeit über ihn auszusprechen vermögen.

Man hat gesagt: um einen Menschen zu kennen, müsse man ihn lieben. Von vortrefflichen Eigenschaften mag dieses gelten; was aber sogenannte Fehler oder Ungleichheiten des Charakters betrifft, so ist zu der Erkenntniß solcher die Liebe hinderlich, und man muß vielmehr, um einen Menschen von dieser Seite zu kennen, sich im Zustande der Gleichgültigkeit gegen ihn befinden. Die Liebe aber ist ein productiver Zustand, der nicht allein ein Wesen vollkommen schafft, sondern auch die Kraft besitzt, es vollkommen wieder herzustellen, im Fall üble Nachrede es befleckt und verunstaltet hat.

An die moderne Muse

von

Johann Gabriel Seidl.

Wer bist du, Weib? mich dünkt, ich soll dich kennen,
Es liegt ein Zug in deinem Angesicht,
Der mich gemahnt, dich wohlbekannt zu nennen —
Ja — ja, du bist's — doch nein! du bist es nicht.

Du trittst so kühn auf klirrenden Sandalen
Mit Amazonen-Ungestüm einher,
Als sollte jeder Fürst Tribut dir zahlen,
Als gäb' es ohne dich kein Scepter mehr.

Gesetze willst du eigenmächtig sprechen,
Willst einer neuen Ordnung Pathin sein,
Willst über's Knie der Vorzeit Bau zerbrechen
Und jedes Kreuz durch Blut zum Schwerte weih'n.

Der süße Fried' ist deinem Aug' ein Gräuel,
Und nur der Kämpfende ist dir ein Mann,
Zusammenballen willst du einen Knäuel,
Damit ihn deine Faust entwirren kann.

Bald blickst du wieder schmachtend eine Phryne,
Leichtfertig, witzelnd, trotzig, wollustsatt,
Halb Faun, halb Seraph, mit verzog'ner Miene,
Die für das Heiligste ein Lächeln hat.

Bald sprudelt dir der Mund von Bildern über,
Die, ob dir fremd, du als erlebt verkaufst,
Du wirfst der Suade falt'gen Mantel drüber,
Und Alles ist und heißt dir, wie du's kaufst.

Der Beduine muß sein Roß dir borgen,
Der Perser muß dir seine Rosen streu'n,
Der Hindu dich mit Gangesfluth versorgen,
Nur deiner Heimath magst du dich nicht freu'n. —

Bald steckst du so viel Sträußchen dir an's Mieder,
Daß man den Stoff vor Schmuck nicht mehr erkennt;
Bald lässest du zur Schenkenmagd dich nieder,
Die Jedes unter seinem Werth benennt.

Und forsch' ich nach der Frauen schönster Gabe,
Nach Frömmigkeit, — o ja — du hast sie auch;
Nur schämst du dich, zu geh'n an unsrem Stabe,
Dich zu erbau'n nach unserem Gebrauch.

Den alten Gott im Himmel willst du läutern,
Er ist dir zu prosaisch, wie er ist;
Du willst auch ihm den Horizont erweitern,
Um werth zu sein, daß sein Geschöpf du bist.

Du taumelst fort in Wunderphantasieen,
Bald knapp am Boden hin, bald himmelwärts,
Du hüllst den hohlsten Sinn in Melodieen,
Nur Eins vermiss' ich, wenn du singst, — das Herz.

Nein, nein, — du bist das Weib nicht, das ich suche,
Bist nicht die Muse, der ich Treue schwor,
Und die, wiewohl verfolgt von Spott und Fluche,
Doch ihre Geltung noch nicht ganz verlor;

Die traute, keusche, wahre, fromme Muse,
Die einst durch Deutschlands Auen friedlich schritt,
Aufflammend nur zur zürnenden Meduse,
Wenn Fremdlings Hohn ihr gutes Recht bestritt.

Die traute Muse, die so herzlich bieder
Der Heimath Recht und Sitten einst vertrat,
Und stolz, doch mild, von ihrer Höhe nieder
Beschwicht'gend ausstreut' ihre Friedenssaat.

Die keusche Muse, die Paläst' und Hütten
Heimsucht als Botin einer schönern Flur;
Nie unbescheiden, immer wohlgelitten,
Ein einfach Kind der heiligen Natur.

Die wahre Muse, welche jedem Dinge
Den echten, ungeschminkten Namen lieh,
Wohl wissend, daß zum Herzen das nur dringe,
Was aus dem Herzen kam, wie sie.

Die fromme Muse mit dem Kinderglauben,
Die Gott verehrt in seiner Schöpfung Bild,
Und nur bedacht, zu geben, nicht zu rauben,
Ihr schlichtes Lied für ein Gebet noch hielt.

Ja, du, du bist die Muse, die ich wähle,
Du bist die Göttin, die mich treu geführt,
Auf die ich noch in Freud' und Leiden zähle,
Die noch vielleicht mein brechend Aug' berührt.

Du mit den unvergeßlich holden Mienen,
Zu deinem Tempel will ich einsam zieh'n,
Und — kann ich dir nicht mehr als Priester dienen,
Doch wenigstens vor deinem Altar knie'n!

Beruhigung

von

Friedrich Laun.

> Als wenn das auf Namen ruhte,
> Was sich schweigend nur entfaltet!
> Lieb' ich doch das Schöne, Gute,
> Wie es sich aus Gott gestaltet.
>
> **Göthe.**

Wiss't ihr, wer der Sonne Funken
Uns zuerst zur Erde brachte,
Und Erstarrte freudetrunken
Durch den Hauch der Flammen machte;
Wie er hieß, der fortgezogen
Von gewalt'gem Todesmuthe
Bahnen brach durch Wasserwogen? —
Als wenn das auf Namen ruhte!

Namen, wesenlose Schranken,
Sind im Zeitstrom bald verklungen,
Nur den ewigen Gedanken
Künden ewig alle Zungen,
Dessen Glanz, von nichts verdunkelt,
Jeden Raum des Alls durchwaltet,
Und in dem am hellsten funkelt,
Was sich schweigend nur entfaltet!

Feuer, Wasser, Luft und Erde,
Ja, die Welt mag untergehen,
Der einst sprach: „Das Alles werde!“
Wird unwandelbar bestehen.
Er, das Mark von allen Dingen,
Gleich der Lebenskraft im Blute,
Leiht auch mir zur Heimath Schwingen,
Lieb' ich doch das Schöne, Gute.

Der Gedank' ist Eins und Alles,
Reinste Liebe seine Quelle,
Gott sein Name, ew'gen Schalles,
Und das Grab der Heimath Schwelle. —
Wer sich seiner Lieb' ergeben,
Seiner, welche nie erkaltet,
Nimmt getrost das ird'sche Leben
Wie es sich aus Gott gestaltet.

Die Bernsteinleserin

von

Dorothea Gräfin Keyserling.

Am rauhen Ostseestrande
Tobt kalter, kalter Wind,
Er treibt die Wolk' am Himmel,
Die Wog' im Meer geschwind.

Er spielt mit dünnem Röckchen
Der Bernsteinleserin,
Weht in den goldnen Locken,
Sie flattern her und hin.

Mit bloßen Füßen schreitet
Das Mädchen auf und ab,
Sie sammelt emsig Steine
Aus feuchtem Fluthengrab.

Sie wirft in's weiße Schürzchen
Sie klingend all' hinein,
Ob sie nun wolkig trübe,
Ob sie von hellem Schein,

Sie sammelt freudig alle
Vom nassen, kalten Sand,
Und summt mit leiser Stimme
Ein Lied am Ostseestrand:

„Thürmet Wellen
Hoch euch auf,
Seh' euch schwellen
Gern im Lauf!

Spühlet Steine
Auf den Sand;
Werden meine
All' am Strand!

Steine geben
Mir das Kleid,
Laß es weben
Schön und weit.

Euch alleine
Such' ich heut',
Schafft mir Steine,
Hochzeitskleid!"

So singend eilt am Strande
Das Mädchen her und hin;
Gebückt schaut sie zu Boden,
Das Brautkleid stets im Sinn.

Sie blickt nicht nach den Hütten,
Womit der Strand besä't;
Sie schaut nicht hin zum Meere,
Wo Sturm die Segel bläht.

Gewahret nicht den Schiffer,
Der aus der Hütte kam,
Und sah' es nicht, daß schweigend
Er Netz' und Ruder nahm.

Sie schauet nicht den Nachen,
Der fort nun schwankend flieht,
Gewahret nicht, daß wagend
In's Meer der Jüngling zieht.

Entfaltet weht das Segel,
Das Ruder wird gelenkt,
Und hoffend spricht der Fischer,
Wie er die Netze senkt:

„Schwanke, Schifflein,
Auf und ab,
Unten drohet
Düst'res Grab.

Bringe sicher
Mich zurück,
Lach' dem Fischer
Holdes Glück! —

Haschet, Netze,
Reiche Beut'!
Silberfische
Nahet heut'!

Taucht vom Grunde
Flüchtig auf,
Daß ich hemme
Euren Lauf!

Reiche Beute
Schaffet Sold;
Blanke Fische
Bringen Gold.

Wenn im Netze
Bunt es blinkt,
Eig'ne Hütte
Strahlend winkt;

Mädchen, Mädchen,
Du wirst mein,
Und wir ziehen
Fröhlich ein!"

Kaum hat die Luft durchzogen
Das Wort mit leisem Klang,
Da zuckt es schon am Netze,
Es winkt ein reicher Fang.

TAYLOR INST. OXF.

Doch weh, der Sturm, er treibet
Den Nachen weit in's Meer —
O! armer, armer Fischer,
Den Strand siehst du nicht mehr! —

Am weiten Ostseestrande
Lacht heut' der junge Tag;
Es kräuselt sich die Welle
Der Welle spielend nach.

Es schleicht am stillen Ufer
Die Bernsteinleserin,
Blickt matt zum weißen Sande,
Dann wild zum Meere hin.

Der Lufthauch weht nur schüchtern
Um blasse, hohle Wang';
Er weht so scheu, als wäre
Ihm vor dem Mädchen bang'.

Sie bückt sich oft zum Sande
Des Ufers dort entlang,
Wirft Stein' in's weiße Schürzchen
Und summt in tiefem Sang:

„Scheine, Sonne,
Auf den Sand;
Spiel' in Wonne,
Well' am Strand!

Glänze helle,
Lichter Stein!
Find' dich schnelle,
Bist dann mein!

Wenig Steine
Ich nur such';
Nur zum Schreine
Und dem Tuch,

Zu dem herben
Todtenkleid!
Bin zum Sterben
Schon bereit.

Wiege, wiege,
Meeresfluth,
In der Tiefe
Liebster ruht!"

Des Sängers Herrlichkeit

von

E. M. Arndt.

Mit Siegerhaub' auf hoher Stirn *)
Und Königsglück im Blick,
So webt der Parzen zarter Zwirn
Dem Sänger sein Geschick,
Und vor dem Lauf und vor dem Streit
Und vor errung'nem Kranz'
Weissagt es ihm die Herrlichkeit
Im kühnen Augenglanz.

Denn der den Sonnenreigen führt
Ist auch der Sänger Fürst,
Wen seines Odems Hauch berührt
Hat sonnenhoch Gethürst **),
Wen seines Strahles Feu'r beflammt,
Hat königgleichen Muth,
Und Alles, was der Höh' entstammt
Zünd't ihn mit Göttergluth.

*) Bekannter altgermanischer Glaube, daß durch ein loses dünnes Häutchen bei der Geburt auf der Stirn Helden und Sehrmännern ihre künftige Größe vorbezeichnet werde.

**) Mittelhochdeutsch: kühner Muth. Anm. d. Redact.

Denn Leh'r und Schwert und Sonnenstrahl
Trägt der erhab'ne Gott,
Gesang und Wort und Feu'r und Stahl
Zum Scherz nicht, noch zum Spott:
Der Gott des Schwerts, der Gott des Lichts,
Rief durch Gesanges Macht
Den Weltenreigen aus dem Nichts
Der starren düstern Nacht.

So hieß der Elemente Streit
Das Wort zur Ordnung stehn,
Und also muß in Ewigkeit
Der Sonnenreigen gehn,
Und also muß in Ewigkeit
Der Geisterreigen gehn,
Und wo nicht Schwert und Lied gebeut
Kann nimmer nichts bestehn.

Denn nur was Schwert und Wort erschafft
Hat Unvergänglichkeit,
Und überdau'rt in Jugendkraft
Den scharfen Zahn der Zeit;
All' and're Macht, all' and'rer Glanz
Versinkt mit Staub zu Staub,
Aus diesen nur erblüht ein Kranz
Von ewig grünem Laub.

Stimme der Vernunft

von

Adolf Bube.

Vernunft, Du Siegerin der Nacht,
Wir feiern Deine heil'ge Macht;
Hinweg mit jeder Schranke!
Frei! frei ist der Gedanke!

Tiedge.

(Album deutscher Schriftsteller zur vierten Säcularfeier der Buchdruckerkunst von Dr. Karl Haltaus, Leipzig 1840, S. 255.)

Wohlan! Erbau' in Deinem Herzen
Dem Herrn der Welt ein Heiligthum,
Und weih' ihm hier die schönsten Kerzen
Zu seinem Dienst, zu seinem Ruhm.

Dann wird er gern darinne wohnen,
So wie ein Vater bei uns weilt,
Der, Lieb' und Pflege zu belohnen,
Mit uns Gefühle tauscht und theilt.

Dann wird im Innern Dir erschallen
Der Wahrheit Stimme leis' und laut,
So wie sie rings in Tempelhallen
An Feiertagen uns erbaut.

Dann wird sie Dich vertraulich mahnen:
„Hier ehre Dich am Hochaltar!
„So heilig, wenn auch reich an Fahnen,
„Stellt nirgend sich ein and'rer dar."

Dann wird sie mächtig Dich durchdringen:
„Hier kindlich betend, diene Dir!
„Hier wolle gläubig Dir erringen,
„Was eines Menschen höchste Zier!"

„Dein Ich, vom Wesen Gottes stammend,
„Hier nähr' es treu mit meiner Kraft!
„Sie ist das Licht, das herrlich flammend
„Erkenntniß, Heil und Wonne schafft."

„Sie ist das Licht, das alle Schranken,
„Das alle Finsterniß verzehrt,
„Das Tugend, Freiheit der Gedanken,
„Unsterblichkeit der Seele lehrt." —

Still und bewegt

von

Karoline Leonhardt-Lyser.

Wir seh'n den Stern am Himmelszelt,
Als ob er sich nicht regt,
Doch er ist eine große Welt
Und mannichfach bewegt!

Wir seh'n manch ruhig Angesicht,
Es redet nicht der Mund,
Nur das belebte Auge spricht
Und giebt die Seele kund.

Wir seh'n das Meer, so rein und klar,
Dem hellen Spiegel gleich,
Doch in der Tiefe wunderbar,
Lebt ein geheimes Reich!

Das Herz bewegt oft Lust und Weh',
Doch, ob's vor Leid auch bricht,
Kein Seufzer hebt es in die Höh',
Wir seh'n sein Klopfen nicht.

Eins steht im Leben nie allein,
Ruh ist nur, wo sich's regt;
Wer nicht versteht: ganz still zu sein,
Der war auch nie bewegt.

Ansichten

von

J. P. Eckermann.

Soll ein Gedicht gut sein, so muß es einen Zustand so durchaus rein und erschöpfend darstellen, daß alle Welt, sobald sie in selbige Lage geräth, freudig ausrufen möchte: ja, so ist es, so hat er es getroffen.

Ein guter Poet sondert die Zustände gehörig und weiß sich von dem jedesmaligen ganz zu durchdringen. Er ist zur Zeit nur Eins, aber das ist er mit seinem ganzen Wesen; er will auch jedesmal nur Eins, aber das will er mit allen seinen Kräften. Es ist ihm zuwider, etwas oberflächlich zu thun, er muß alles gut machen.

Dilettanten sind ohne eigentliche Kraft, in's Innere zu dringen. Sie kleben nur an der Oberfläche, und weil sie von der innern Form keine Ahnung haben, so halten sie sich an die äußere.

Le bal Beaudouin.

Novellette

von

Julius Mosen.

Wandelstein war in sein Hotel vom Maskenballe zurückgekommen und warf sich eben auf das Bett, als eine hellsingende Tenorstimme aus der Nachbarstube die Stille der ersten Morgendämmerung unterbrach. Er stützte sich wieder auf den Ellenbogen in die Höhe und antwortete mit dem Refrain des französischen Liedes, welches er singen hörte und kannte; ein lustiges: bon jour! schallte zur Antwort herüber. Wandelstein schob den Riegel an der Thür zurück und Leclerc, der junge Franzose, welcher mit ihm von Wien hierhergekommen war, trat herein.

Waren Sie in der Nacht auf dem langweiligen Maskenballe? fragte er lachend und fuhr fort, ohne die Antwort abzuwarten: sagen Sie mir nur aufrichtig, ob die Leute wirklich glauben, sich auf diese Weise zu amüsiren? Diese Harlekine, diese Pierrot's, diese Quacksalber mit ihren Wundermitteln, schleichen sie doch alle umher, als hätte man sie zum Spaßmachen geprügelt. Die armen Teufel! Können Sie mir nicht sagen, was den Leuten hier fehlt? — Es sieht hier Alles so mißmuthig aus! Habt Ihr hier denn gar kein warmes Blut? — Giebt es denn keine Abentheuer! — Ah, ich werde umkommen, wenn ich einen Monat lang hier bleiben sollte! —

Sie müssen sich Mühe geben, versetzte Wandelstein, um hinter die Art zu kommen, wie man hier Romane spielt!

Aber um des Himmels Willen, warf Leclerc ein, weshalb geht man hier auf einen Maskenball?

Um zu zeigen, versetzte Wandelstein, wie tugendhaft man ist; man lebt nur in der Stille lüderlich, und solche öffentliche Vergnügungen werden nur veranstaltet, um einen Erlaubnißschein zu verstohlenen Sünden zu erkaufen.

Ah! ich verstehe, rief Leclerc und schlug sich mit der flachen Hand vor die Stirn; — es ist also nicht Alles Eis, was so aussieht? —

Hier haben wir noch, versetzte Wandelstein, die alte Coquettenwirthschaft der Restauration; wo, wie hier, die belebende zu Thaten drängende Idee aus dem Herzen der Gesellschaft entwichen ist, beginnt die Herrschaft des Scheins im äußeren Leben. Zu diesem Schein gehört von selbst die Prüderie und Spielerei mit Religion und Kunst.

Tout comme chez nous! entgegnete Leclerc.

Nicht so ganz! erwiederte Wandelstein; denn in Paris drängt sich die ganze Jugend der Provinzen zusammen, Paris mag sich noch so sehr verwerfen, es hat immer eine Zukunft in den zuströmenden Kräften der Provinzen. Es ist ein unerschöpflicher Vulkan voll Revolutionen.

Ha, Paris! jauchzte Leclerc; mein Paris!

Hier unterbrach sich Leclerc und setzte mit tonloser Stimme hinzu: ach, meine arme Schwester! —

Ist Ihre Schwester gestorben? fragte Wandelstein.

Mehr, als todt! versetzte Leclerc; wollen Sie an meinem, an ihrem Unglücke theilnehmen? Hören Sie! — Mein Vater ist ein reicher Seidenhändler in Paris, ich und Lucie sind seine einzigen Kinder, unsere Mutter haben wir in den ersten Jahren unserer Kindheit verloren, unser Vater hat sich nicht wieder verheirathet. Ich wurde im väterlichen Hause, meine Schwester im Kloster erzogen. Wie es möglich war, weiß ich nicht, doch hatte ein Student der Medicin, Robert Lesailles, Gelegenheit gefunden sich ihr bekannt zu machen und einen Liebeshandel anzuspin-

nen. Ihre Liebe mochte eben in der schönsten Blüthe stehen, als mein Vater sie aus dem Kloster nahm und mit einem alten, reichen Geschäftsfreunde verlobte. Alle ihre Bitten, sie nicht zu dieser Verbindung zu zwingen, all' ihr Jammer, ihr noch Zeit zu gönnen, rührte nicht sein Herz. „Ihre Mutter," war die einzige Antwort, „hatte vor ihrer Verheirathung mit mir dieselben Grillen, und doch sind wir mit einander glücklich geworden, denn sehen Sie liebes Kind, ein Ehestand, welcher sich auf Vermögen gründet, ist ein Haus, das guten Grund hat; es fällt nicht ein!" Nach der Fastenzeit, kurz nach Ostern vorigen Jahres sollte die Hochzeit sein. Wohl denn, sagte meine Schwester heimlich zu mir, so gehört der Carneval noch mein. Ich mußte ihr versprechen, sie heimlich auf den **Bal Beaudouin** zu führen. Es war Aschermittwoche und an allen Straßenecken las man die Affiche: **le bal Beaudouin!** Ich war einer der ersten, welche die Kette beim Billetverkaufe machten, und konnte schon Abends acht Uhr meiner Lucie hinter dem Rücken unsers Vaters die beiden Billete zeigen. Um eilf Uhr küßte er Lucie die Stirn, gab mir die Hand; und so gingen wir schlafen, doch wir Beide, um wieder aufzustehen, uns in die bereiten Maskencostüme zu werfen und aus dem Hause zum Balle zu schleichen. Als wir dort Arm in Arm ankamen, fanden wir das Haus von vielen tausend tollen Maskenfiguren belagert; denn noch hatte nicht die Mitternachtsstunde geschlagen und die Thüren waren noch verschlossen.

Drinnen im Theater war es todtenstille, selbst das Brausen der Volksmenge davor glich einem Walde vor dem Sturme mit unheimlichem Flüstern, so daß man das Hämmern der Zimmerleute und Tapezierer, welche noch im Saale beschäftigt waren, wie pickende, pochende Spechte vernehmen konnte. Zuweilen schlich sich auch ein Ton bei'm Stimmen der Instrumente heraus; Lucie zitterte wie voll Angst an meiner Seite. Jetzt hörten wir von **Notre Dame** die zwölf Schläge der Mitternachtsstunde dumpfaustönend herunterschallen, einen jeden Schlag begleitete die

harrende Volksmenge mit einem höllischen, doch noch halbunterdrückten Jubelschrei, mit dem zwölften Schlage sprangen die Thüren des Theaters auf und wie ein Strom geschmolzenes, flüssiges Erz bei einer Feuersbrunst in ein Bassin, so quoll der tolle Schwarm hinein und platzte dort in einzelne Gruppen im tausendstimmigen wüsten Geschrei auseinander, daß sich die Hölle davor hätte entsetzen mögen. Da rollte Alles mit, Hände klatschend, krölzend, brüllend, wiehernd, springend, kugelnd, bockend in einem gräßlichen Gelächter durcheinander. Da gab es keinen Standesunterschied, kein Zeitencostüm, sondern nur Robert Macaire's, Pierrot's und Pierretten, Polichinelle's, Matrosen, Fischermädchen, Hidalgo's, Rosenmädchen und Banditen. Die ganze **jeunesse dorée** des Jahres stack in diesen Masken. Bald waren nicht nur der Saal, sondern auch die Logen, die Corridor's, das Foyer gefüllt. Das Dunkel der Nacht war hier von zwölf großmächtigen Kronleuchtern in der Mitte des Saales in ein wüstes grelles Tageslicht verwandelt. Im Hintergrunde des Saales hinter der Drapperie schwarzer Vorhänge saß das Orchester, der Meister **Beaudouin** stand wie ein Geisterbeschwörer mit dem Taktirstocke vor seinem Pulte. Lucie hatte mich in die Loge gezogen, welche wir sonst bei Theatervorstellungen gewöhnlich einnahmen. Dort trafen wir die schlanke schwarze Figur eines dem Anschein nach jungen Menschen, welcher auf der Brust einen Todtenkopf von weißem Zeuge aufgenäht trug. Er begrüßte uns und gab sich zu erkennen. Es war der unglückliche Robert. Nach drei Stunden, sagte er lächelnd, führe ich meine Tänzerin Ihnen hierher zurück, lieber Bruder, und verschwand mit ihr. In diesem Augenblicke hob **Beaudouin** den Taktirstock, ein grellender Pfeifenruf — ein Trommelwirbel und ein krampfhaftes Zittern scheint unten im Saale die Versammlung zu bannen. Es wickelt sich aus ihr ein Fandango heraus; es sind die spanischen Tänzer des Ballets mit ihren Tänzerinnen, castagnettenschlagend, auf den Zehenspitzen pirouettirend, sich fliehend, sich verfolgend, sich hingießend Leib an Leib, jetzt sich anstarrend wie in tödtlicher

Wollust und wieder an einander vorüberstreifend. Nun kommt der groteske, willkührliche Cancan, dieser wahnsinnige, gliederverdrehende, gesichterschneidende, höllische Tanz Aller zugleich durcheinander, scheuslichromantisch in arabeskenartiger Willkührlichkeit der zu Verzuckungen aufgestachelten sündhaften Glieder. Die verrückte Musik scheint Glied von Glied zu emancipiren, ein Jeder wird ein besessener Hampelmann und dreht sich mit Nachbar und Nachbarin im Wirbel herum. Es fällt ein Kanonenschuß, Sturmgeläute, wieder ein Kanonenschuß; — lautlose Stille überall und nun der Ruf einer Stentorstimme: die Hugenottenquadrille. Die Gaslichter verlöschen, nur wenige Wachskerzen an den Wänden brennen fort und verbreiten eine geheimnißvolle Dämmerung. Die Gallopade der Bartholomäusnacht beginnt; die Musik wird zu einer teuflischen Malerei in Tönen; man hört die stürmenden Glocken, das Geschrei: Zu den Waffen! zu den Waffen! Abgebrochene Sätze aus Psalmenmelodieen, die knatternden Flintenschlösser, die Gewehrsalven, das Triumphgeschrei der Mörder, das Winseln der Sterbenden und ein einzelnes Horn, das in ängstlichem Klange zu rufen scheint: Coligny! Durch allen diesen Wirrwar der Töne hört man die zielenden Schüsse des einsamen Gewehres Carls IX., welcher aus seinem Fenster unter das Volk schießt, begleitet von einem Pickelflötenkichern seiner fanatischen Mutter, der Katharina von Medicis. Und aus allen diesen Elementen besteht die Quadrille, es ist ein getanzter Bürgerkrieg. Wie die Colonnen durcheinander stürzen! Selbst das Gebäude geräth in Schwingung im Treiben des bacchantischen Tanzes. Jetzt trennen sich die Damen von den Tänzern, nun kommen sie wieder! In diesem Zauberringe herum drehen sich die äußersten Leidenschaften von ganz Paris, seine ganze Zukunft in einem verzerrten Vorspiel, seine schönste Jugend in zerrissenen Kleidern, es flattern die Locken der Mänaden, die Augen haben nur noch einen starren Blick. Die Musik selbst ist nur noch ein wüthendes Wolfsgeheul, ein Orkan im Walde, man wähnt das Zusammenbrechen der Bäume zu hören; — dort stürzt ein

Tänzerpaar, die Colonne geht darüber hinweg. War das nicht Robert mit dem Todtenkopfe vor der Brust, der gräßliche Gesellschafter meiner Lucie, der wahnsinnige Vortänzer? Ich eile in den Saal hinunter, Beaudouin hat mit einem Tactschlage die Musik und die Gallopade beendigt; — mitten im Saale liegt ein todter Mensch — Robert, Lucie ohne Maske neben ihm knieend, ihre kleinen, weißen Fäuste in die Augenhöhle gedrückt. Ein Polichinell ist mit ihm beschäftigt, er drückt ihm die eine geschlossene Hand auf, ein Fläschchen rollt auf den Boden, und ein tausendstimmiger Ruf: „ein Todter! ein Todter! Er hat sich vergiftet!" geht durch den Saal. So war es. Mitten in dem Wahnsinne des Tanzes hatte er die Phiole, welche er vorher zu sich gesteckt haben mochte, geleert. Ich schleppte Lucie heim, sie ist seitdem wahnsinnig. In einem kurzen, hellen Momente erzählte sie, daß sie plötzlich die Hand ihres Tänzers eiskalt gefühlt habe, jedoch noch dreimal, ihn in ihren Armen, durch den Saal gallopirt sei, bis er plötzlich ihr zu schwer geworden, da habe sie die Arme geöffnet und als Leiche sei er zu ihren Füßen niedergesunken.

Mein Vater hat mich auf drei Jahre aus Paris verbannt. Was sollte mich sonst von dort hinwegtreiben? — Doch hinweg mit allen trüben Gedanken, noch bin ich jung und die Welt gehört der Jugend!

Leclerc hatte im Eifer seiner Erzählung kaum bemerkt, daß der junge Baron von Wandelstein zurück in die Kissen gesunken war. Er beugte sich über ihn hinein und überzeugte sich, daß sein Nachbar unterdessen eingeschlafen war.

Irrlicht

von

Franz Stark.

Klare Bahnen zog ich
In dem Kreis der Sterne,
Blumendüfte sog ich
Aus der Himmelsferne.

Nun im Erdbereiche
Zieh' ich über Grüfte,
Bietend mir als reiche
Nahrung — Gräberdüfte.

Und ich will zur Höhe
Manchmal wieder streben;
Doch in Todesnähe
Bricht die Kraft dem Leben.

Mit einem Portrait

von

Friedrich v. Uechtritz.

Weihnachtsmarkt hat seine Schätze,
Seinen holden Tand enthüllt,
Vor den Buden alle Plätze
Sind von Fröhlichen erfüllt.

Weihnachtsabend ist gekommen,
Weihnachtsbäume strahlen hell,
Tausend Lichter sind entglommen
Und es rauscht der Freude Quell.

In dem Kämmerlein, dem stillen,
Sitzt die Mutter, still vergnügt;
Hat sie doch mit festem Willen
Sich in Gottes Schluß gefügt,

Der die Kinder ihr, die Beiden
Theuern fern hinweg geführt,
Mit der Trennung bitt'rem Leiden
Ihr geprüftes Herz berührt.

Nur im Glück der Kinder lebt sie,
Und sie melden nur von Glück;
Drum von stiller Wonne bebt sie,
Drängt die Thräne sanft zurück.

Aber wie sie ringt in Demuth,
Dieser Abend, dieses Fest
Hält die sehnsuchtsschwang're Wehmuth
An vergang'nen Tagen fest.

Wo sie den geliebten Kleinen
Auf den Weihnachtstisch gebaut,
An dem Jauchzen, Lichterscheinen
Kind bei Kindern sich erbaut.

Und am Rhein, im Land, dem fernen
Sitzt die Tochter, sinnt und denkt,
Kann die Sehnsucht nicht verlernen,
Die ihr Herz zur Mutter lenkt.

Und nun gar an diesem Abend
Schwillt ihr Busen übervoll,
Einen Laut, wie er so labend
Sonst vom Mund der Mutter quoll;

Einen Blick der lieben Augen,
O! nur einen sehnt sie sich
In ihr Aug' und Ohr zu saugen,
Und sie weint inbrünstiglich.

Sieh' ein Wunder! Sieh', die Mauer
Des Gemaches schmilzt in Luft,
Ringsum weben heil'ge Schauer —
Nieder strömt's wie Rosenduft.

Zwei Gestalten steh'n, zwei Frauen
Vor dem bangentzückten Kind,
Nicht wie Sterbliche zu schauen,
Herrlich wie die Götter sind.

Und die Eine, deren Leier
Stolz ein Lorbeerkranz umfaht,
Spricht und hebt den lichten Schleier:
„Poesie ist's, die dir naht."

„Meine Schwester hier, die hehre,
„Die Pallett' und Pinsel führt,
„Malerei, so reich an Ehre,
„Diese hat dein Schmerz gerührt."

„Und sie rief mich an, selbander
„Dir zu helfen, armes Kind,
„Darum nah'n wir miteinander,
„Dich zu tragen sanft und lind"

„In der Mutter treue Arme,
„Fern zu ihrer Liebe Hut.
„Löse denn die Brust vom Harme,
„Trinke voll der Freude Muth."

Und die beiden Frauen heben
Sanft sie auf den Wolkenthron,
Steigen auf mit ihr und schweben
Ueber Berg und Thal davon.

In dem stillen Kämmerleine,
In dem Stübchen, traulich warm,
Bei der Kerzen Weihnachtsscheine
Ruht sie nun im Mutterarm.

Ansichten

von

J. P. Eckermann.

Eine große Eigenschaft kenne ich und ich möchte sie allen Dichtern wünschen: die Uebersicht. — Vermöge dieser Kraft des Geistes verliert sich der Dichter nie im Detail, sondern behandelt seine Gegenstände immer aus einer gewissen Ferne; ist frei von allem Kleinlichen und nimmt nur das Hervorragende, Großartige auf; und durch sie wird es uns so wohl und leicht, wenn wir ihn lesen, denn aus dieser Eigenschaft entspringt die so beglückende Klarheit.

Die englische Literatur verdankt ihre Hauptwürde der hohen Ausbildung der öffentlichen Rede.

Glockentöne

von

Friedrich Otte.

Wenn im blumenreichen Mai'n
Alle Glocken rings erbeben,
Däucht es mir ein Ruf zu sein:
Neu zu lieben und zu leben.

Aber wenn zur Winterzeit
Dumpfer nun die Glocken klingen,
Und die Bäume, überschneit,
Traurig mit den Stürmen ringen;

O! da mahnt mich jener Schall
Wie ein düst'res Todtenklagen,
Scheinen doch die Fluren all'
Trauerkleider selbst zu tragen.

Laßt uns bei dem Festgetön'
Heute in den Tempel treten,
Für Dein seelig Auferstehn'n,
Mutter Erde, woll'n wir beten!

Das Orakel

von

Friedrich Kind.

So droht auch dir Zerstörung, Brand und Schwert,
Du heil'ge Delphi! — Götterfüllte Hallen,
Ihr Wunderbilder, ew'ger Huld'gung werth,
Sollt unter'm Beil entmenschter Horden fallen?
Der Lorbeerbaum, vom Dampf des Styx bestaubt,
Nicht schütteln mehr sein Ahnung rauschend Haupt —
Der Priest'rin Mund, zu der aus fernen Reichen
Der Glaube Hartbedrängter floh, erbleichen!

Erzürnt von Gallia's Rudern schäumt das Meer
Und von Olympos Höh'n nach Thalgefilden
Thessalia's ergießt sich weit ein Heer —
Titanenleiber hinter ries'gen Schilden!
Ihr Führer Brennus, würdig jenes Ahns,
Der, noch das Schwert mit wägend, eitlen Wahns:
„Weh Ueberwund'nen!" — doch so lang nur prahlte,
Bis ihm das Schwert Camill's die Lösung zahlte!

Dem Führer gleich, wenn nicht an Gier nach Macht,
Nach Herrschergröße und Erob'rungsruhme,
Doch nach Genuß der Lüste, nach der Pracht
Und gold'nen Fülle griech'scher Heiligthume,

Verlachend Götter, Opfer und Altar,
Uebt Raub und Brand die übermächt'ge Schaar,
An hundertfunfzigtausend Spießgenossen
Und sechzigtausend, Eins mit ihren Rossen.

Umsonst erhebt sich Hellas unerschlafft,
Vergebens strömt zur kampfberühmten Enge
Thermopylä der Att'schen Jugend Kraft,
Ein Häuflein gegen stets erneute Menge!
Nicht sorgt der Feind, wer griech'schem Speere sank,
Im Moor und Sumpf erstickte? wer ertrank?
Er läßt den Freund, den Bruder unbegraben,
Zum gier'gen Fraß der Wölfe und der Raben.

Nur — nicht Gesandte vor sich knie'n zu seh'n,
Empört des Feldherrn übermüth'ge Seele;
Nur daß nicht schon die Tempel offen steh'n,
Erhitzt der Rotten Gier nach Kampfbefehle;
Doch finden sie durch Schlauheit und Verrath
Den Steig, auf dem Hydarnes einst genaht,
Und stürzen nun von Orta's Hochgebirgen
In's Thal hinab, zu plündern und zu würgen.

Weh', Kallion! dich trifft zuerst die Wuth! —
Hier stirbt der Greis auf tapf'rer Enkel Leichen,
Dort trinkt mit Muttermilch der Säugling Blut,
Bald selbst am Speer ein gräßlich Siegeszeichen!
Die Jungfrau schreit, den Busen wild umsaust
Von Nachtgelock, erfaßt von brünst'ger Faust;
Sie fleht Verschonung — um das scharfe Eisen
Für ihre Brust dem Wüthrich zu entreißen!

Raub, Schlachtung, jede Schandthat ist vollbracht,
Gebäud' und Tempel stürzt in Schutt zusammen;
Gleich glüh'nden Wolken zieht der Rauch bei Nacht,
Gleich Riesenschatten ragt die Säul' aus Flammen;
Bei Fackeln walzt der Reigen, den bedroht
Entehrte tanzen, die gescheut den Tod.
Athene's Opferkrug, Altar und Schale
Wird Tisch und Trinkgefäß beim frohen Mahle.

Elend, nicht Frevel, trägt des Griechen Herz!
Jetzt gilt es Delphi's Heiligthum und Rache!
Greis, Knab' und Jungfrau hüllt den Leib in Erz,
Als lieh zur Saat die Zähne Kadmos Drache,
Doch auch in Brennus lodert wild're Gluth,
Und gier'ger dringt herzu die Heeresfluth;
Sein Herrscherwort erschallt im Hörnerrufe
Und reiht das Kriegsvolk um des Felsens Stufe.

„Erblickt ihr" — ruft er aus — „am Bergeshang'
„Die Tempel dort, und schaut im Sonnenflimmer
„Zahlloser Reihen wimmelnden Gedrang
„In blanker Waffenrüstung Goldgeschimmer?
„Nicht Krieger sind's, ob Blick und Arm auch droht,
„Nur Bilder ohne Sonnen, starr und todt;
„Sie schützen nicht die hier gehäufte Beute,
„Das reiche Gut, das fromme Einfalt weihte!"

„Was kümmert uns der Griechen Kunst und Ehr'?
„Was uns die Kronen ihrer Kämpferspiele?
„Was ihrer Schlachten Ruhm zu Land und Meer?
„Doch reines Gold sind jener Bilder viele!

„Der Städte-Schatzthum wird dort aufbewahrt,
„So Gold, als Silber, nun für uns gespart!
„Durch Fleiß und Wucher, Macht und Trug gewonnen,
„Gemünzt und roh, in Stangen und in Tonnen!“

„Und wie vergäß' ich des Geräth's von Gold,
„Gedieg'ner Schilde, Tische, heil'ger Krüge?
„Wie deß, was Lydia's Kön'ge hergezollt,
„Als Sold für Lug, und Prunkmal blut'ger Siege?
„Gyges und Krösos! gnügt dieß Namenpaar,
„Gnügt das Geschmeid, das Nacken, Arm und Haar
„Der Lyd'schen Königin dereinst umfangen?
„Der Gürtel Helena's und ihrer Spangen?“

„Ja, Delphi's Schatz mißt nicht Gewicht, noch Zahl,
„Des ganzen Erdballs Ueberfluß ist euer!
„Auf denn zum Kampfe, Tapf're, noch ein Mal —
„Zum Kampfe? nein! zu Beut' und Siegesfeier!
„Laß seh'n, Apoll! ob unser'm Spieß und Schwert
„Dein Todespfeil des Tempels Eingang wehrt!“
„„Zum Kampf, Apoll!““ — brüllt donnerlaut die Rotte,
Brüllt Wiederhall — „„mit Brennus, unser'm Gotte!““

Und immer näher wogt die freche Schaar,
Den Umkreis Delphi's ganz zu überschwemmen;
Die Bundgenossen, nimmer weichend zwar,
Vermögen nicht der Fluthen Drang zu dämmen;
Indeß die Angst der Mütter nur in Flucht
Zur moos'gen Nymphengrotte Rettung sucht,
Erforschen tapf're Führer, kluge Greise,
Ob das Orakel selbst sich Schutz verheiße?

Die Pythonissa naht, das Auge stier,
In dunklen Locken Daphne's Laub und Binde,
Als ob sie, gleich geschmücktem Opferthier,
Schon Vorgefühl der geist'gen Pein empfinde.
Sie schleudert Lorbeerblätter in die Glut;
Jetzt — bleibt sie zuckend steh'n; ihr Auge ruht
Entsetzt, versteinend, im Vorüberwallen,
Auf Polygnotos farb'gen Bilderhallen.

Es haftet auf der Brandstatt Ilions,
Es weilt mit Wehmuth auf Kassandra's Munde,
Es zuckt beim Wüthen des Achilles-Sohn's,
Bei König Priam's offner Todeswunde,
Bei solcher Töchter schmähl'cher Kettenlast,
Beim Knaben, der den Hausaltar umfaßt —
Ha! Alles lebt! — mit immer tiefern Schauern
Wähnt sie sich selbst umloh't von Troja's Mauern!

Der Ordner mahnt, daß Phöbos ihrer harrt,
Ernst schau'n auf sie die Krieger, Aelt'sten, Priester,
Doch, weil ihr Blick schon jetzt dämonisch starrt,
Mit banger Seele, ahnungsvoll und düster;
Gezwungen nur, gepreßten Athems wallt
Sie zu dem gold'nen Dreifuß über'm Spalt,
Den heil'ge Kräuter gluthversengt umgeben —
Die Stufen und des Lorbeers Wipfel beben!

Der schwarzen Höhle Wölbung wird erfüllt
Mit gift'gen Nebeln, schwerem Weihrauchdampfe;
Die Seh'rin ächzt und jede Ader schwillt,
Die Glieder zittern, wild verzerrt vom Krampfe;

Es schäumt der Mund; sie springt vom Sitz' empor,
Hoch fliegt die Brust, und Stöhnen dringt hervor!
Jetzt — heiß durchlodert von der Gottheit Grimme,
Reißt sie den Kranz ab, schreit mit rauher Stimme:

„Es naht der Tag, von dem am Klippenhang
„Herophile mit flatterndem Gewande,
„Von dem schon Baki's Mund prophetisch sang —
„Die Erde kreißt mit hundertarm'gem Brande!
„Apoll verstummt! Zeus, Here räumt den Thron
„Der Himmelsjungfrau und dem ew'gen Sohn,
„Das Gottesreich erhebt sich aus den Trümmern
„Der falschen Götzen, die im Abgrund wimmern."

Sie sinkt erschöpft, wie sie noch nimmer war;
Nur Fluth des heil'gen Quells kann sie beleben.
Sie ordnet still das wild gesträubte Haar
Und scheint erstaunt, daß selbst die Priester beben.
Doch allzuschreckend ist das Götterwort;
Man reißt von neuem sie zum Tripos fort;
Sie soll, gewaltsam darauf festgehalten,
Noch tiefer forschen, mehr den Spruch entfalten.

„Es ist umsonst! erneu't nicht meine Qual!" —
Kreischt Pythia mit hoch gerung'nen Händen —
„Es schweigt der Geist, spricht nicht zum zweiten Mal,
„Auch ließ er ja mich ganz das Wort vollenden.
„Was sprach ich denn? was sprach Apoll aus mir?
„Nein! Er wohl nicht — ansonst, was zittert ihr? —
„Nicht wollt' ich, was von Oben scholl, verkünden;
„Ein and'rer Ruf erhob sich aus den Gründen!"

„Wohl sah' verworr'ne Schrecken ich enthüllt — —
„Die Erde wankt! Parnassos Zinnen beben!
„Gluthblitze züngeln! Sturm und Donner brüllt! — —
„Doch — klirrt der Bogen, Todespfeile schweben! —
„Auf, heil'ge Streiter! Schwert und Speer zur Hand! —
„Apollon schirmt dieß Heiligthum und Land!
„Es blinken Wolken! blinken weiß die Auen!
„Der Sieg ist Euer, Euer und der Frauen!"

Von Ohr zu Ohr verbreitet sich das Wort,
Ermuthigt selbst, die schon gewichen waren.
Doch trotzt die Griechenschaar auch, fort und fort
Sich furchtlos opfernd, Kämpfen und Gefahren,
Von Tag' zu Tage wird sie mehr bedrängt,
Der Kreis um Delphi fester eingeengt;
Wo Tausend gegen Hundert Waffen tragen,
Wird selbst durch Sieg die schwäch're Macht geschlagen!

Doch, ob auch lang Vergeltung weilt, sie wacht! —
Den Himmel überziehen Wolkenschleier;
Die Sonn' erlischt, der Tag wird finstre Nacht,
Aus jähen Spalten brechen Rauch und Feuer!
Man sieht mit zorn'gem Blick auf Pindos Höh'n
Den Fernhintreffer bogenspannend steh'n,
Und durch das Dunkel schlüpft der Schein von Pfeilen,
Die Herrn und Sklaven, Mann und Roß ereilen!

Parnassos zittert und die Tiefe kracht,
Man hört in Luft und Abgrund Donner rollen,
Die Gipfel, funkensprühend durch die Nacht,
Zerschellen, schleudern Stein- und Riesenschollen

Auf Brennus Lager, lauten Knalls, herab.
Hier birst die Felswand, Tausenden ein Grab,
Indeß in lodernd aufgerißnen Schlünden
Dort and're Tausend zu dem Orkus schwinden.

Nicht schützt mehr Berg, noch Thal, nicht Wald, noch Schlucht,
Die Ströme treten aus vom Erdenregen —
Wohin entflieh'n? Doch nimmt, wer kann, die Flucht —
Geharn'schte Larven werfen sich entgegen!
Es glitscht der Fuß! das Roß bäumt zügelfrei!
Geheul nur und Gekrach, kein Feldgeschrei!
Bethört, voll Wahnsinns, treffen sich die Horden,
Im finstern Kampfe Freund den Freund zu morden.

Und ward der dunkle Tag zur Todesnacht,
Gebärt die Nacht noch grausenvoll're Schrecken:
Zu tagen scheint's — doch fällt mit Riesenmacht
Schnee, gleich Lawinen, Höh' und Thal zu decken;
Wild tobt die See, es rasen Nord und Ost,
Es wüthet grimm'ge Kälte, Eisesfrost;
Das Frühroth zeigt auf einem Schneegefilde
Nur starre Leichen, trotz des Dachs der Schilde!

Die Griechenschaar, vom Erdfall unberührt,
Baut freudig nun auf Phöbos Schutz und Gnade;
Ihr werden neue Streiter zugeführt,
Verfolgend, Rüden gleich, der Flücht'gen Pfade;
Man treibt die Heerden in der Felsen Spalt,
Birgt auf dem Abhang sich in Hinterhalt,
Um durch Geschoß und Wurf den Feind zu fällen,
Verbrennt Getreid' und Frucht, vergiftet Quellen.

So mindert jeder Tag der Feinde Zahl;
Gefräßig zehren Hunger, Durst und Seuchen;
Das Roßgeripp', der Leichnam wird zum Mahl,
Nicht Krieger zieh'n, gespenst'ge Schatten schleichen;
Gebrochen ist der Stolz, die Titanskraft;
Von Noth und Furcht an Leib und Geist erschlafft,
Von Pfeil und Dolch und Steinwurf aufgerieben —
Sprich, Brennus, sprich, wo ist dein Heer geblieben?

Oed' sind die Thäler, Bach und Weide still,
Sonst wiederhallend von der Rosse Hufen;
Den Führer grüßt nicht mehr das Siegsgebrüll,
Der Flüchtling bebt vor griech'scher Wachen Rufen;
Verwundet, nichts als Grausen um sich her,
Starrt er vom Strand in's blitzdurchkreuzte Meer,
Wo nur noch Splitter seiner Masten ragen —
Kann er den Schmerz, den Spott der Heimath tragen?

Kann er vergessen seiner Feldherrnpflicht,
Allein enteilen aus der Seinen Tode?
Ein Leben retten, das nur Schmach verspricht,
Zum Hausheerd flieh'n, des eignen Falls Rhapsode?
— Wer dächte nicht der Flucht aus Afrika,
An Moskwa's Brand, an's Grab auf Helena? —
Ihn sucht kein Blitz! — er färbt in irrem Muthe
Das Herrscherschwert mit seines Herzens Blute.

Doch Sang und Reigen füllt die Säulenreih'n;
Der Jüngling greift zur Lyra statt der Lanze,
Thiaden schwärmen jauchzend durch den Hain,
Der Helm der Jungfrau weicht dem Lorbeerkranze,

Dem Rosenkorb', den schön empor sie hält;
Die goldgehörnte Hekatombe fällt;
Parnaß erdröhnt von Zinken, Trommeln, Flöten,
Tief durch die Nacht, bis sich die Häupter röthen!

Sentenzen

von

J. P. Eckermann.

Jeder höhere Mensch, der etwas für ein großes Publikum zu leisten unternimmt, soll sich Mühe geben, dieses gut zu machen, und sich zu dem Ende vor allen Dingen die gehörige Zeit nehmen. Er soll mit Achtung zu Werke gehen. — Mit Achtung gegen sich selbst, damit er nichts thue, was unter seiner Würde sei und dessen er sich in künft'ger Zeit zu schämen hätte. Mit Achtung vor dem Werke, das er beginnt, damit er es nicht leichtsinnig oder schlecht mache und er darin nicht die Kunst beleidige, zu der er sich bekennt. Mit Achtung endlich vor dem Publikum, damit er es für zu gut und zu verständig halte, als daß er es wagen könne, ihm etwas darzubringen, das gegen Gutes und Schickliches anstoße.

Das schönste Glück hält im Menschen nicht Stich, und er muß, wie mit Essen und Trinken, so auch immer wieder mit glücklichen Eindrücken angefrischt werden.

Tiedge's Grab

von

Roswitha Kind, geb. Kind.

In lichten Friedhofs Räumen
Da schläft ein Dichtergreis;
Der trug den grünen Lorbeer
Auf Locken, silberweiß.

Den Lorbeer hat gespendet
Das ganze deutsche Land,
Den Kranz, den hat gewunden
Der Frauen zarte Hand.

Und was der Greis gesungen,
Kein Zeitensturm verweht,
Weil's mit des Glaubens Worten
Tief in den Herzen steht. —

In lichten Friedhofs Räumen
Da grünt ein Dichtergrab,
Dort legt der müde Pilger
Zur Ruh' den Wanderstab;

Und fühlt der Seele Zweifel
Am Sängergrab' vergeh'n,
Und träumt von ew'ger Liebe
Und träumt von Wiederseh'n!

Und dankt dem Greis im Grabe,
Der in entschwund'ner Zeit
Das heh're Lied gesungen
Von der Unsterblichkeit!

Ansichten

von

J. P. Eckermann.

Ein Dichter im wahren Sinne des Worts steht in gewöhnlichen Dingen mehr als ein anderer Mensch, und er hat mehr zu sagen als Andere. Er empfindet die Dinge stärker und seine Leiden und Freuden sind größer. Er hat von Allem ein deutlicheres Bewußtsein und er besitzt eine größere Klarheit.

Es giebt keinen großen Dichter, ohne daß dieser zugleich ein großer Mensch wäre, denn Alles, was vom Dichter ausgeht, sind Theile des Menschen.

LOR

Am Versöhnungstage *).

Gebet an den Herrn

(Chor der vereinigten Menschheit, mit Orgelbegleitung)

von

Gustav Kühne.

Laß die Wonne mich begreifen,
Hauch von Deinem Geist zu sein;
Laß mich durch das Weltall schweifen,
Denn die Welten all' sind Dein.

Athemzug von Deiner Seele,
Ewig hier und ewig da,
Hauch von Deiner eignen Kehle,
Ton der Weltharmonika!

Ob Du mit dem Tode strittest,
Jubeltest in tiefster Brust, —
Seufzer, wenn Du Schmerzen littest,
Leises Ach in Deiner Brust!

*) Aus meinen Liedern zu einem „neuen Gesangbuche, zu singen von Katholiken und Protestanten, Christen und Juden." K.

Sei's in Freuden, sei's in Schmerzen,
Dir zur Seit' im Weltgewühl,
Tropfe Blut von Deinem Herzen,
Ewig treues Mitgefühl.

Schein von Deines Geistes Schimmern,
Halm in Deinem Aehrenkranz,
Stern, wo Millionen flimmern,
Strahl von Deinem Sonnenglanz.

Bin in Deinem Aug' das Zittern,
Bin die Falt' auf Deiner Stirn,
Bin Dein Blitz in Ungewittern,
Dein Gedanke im Gehirn.

Lächelst Du, ich bin Dein Lächeln,
Ich die Thräne, die Du weinst.
Stirbst —, ich bin Dein Todesröcheln,
Bis Du neu der Welt erscheinst.

Stürz' ich mich in tausend Tode,
Werd' ich doch nicht untergeh'n,
Mit dem nächsten Morgenrothe
Wieder mit Dir aufersteh'n.

So, mein Gott, von Dir geboren,
Sproß von Deinem heil'gen Schooß,
Bin ich mit Dir unverloren,
Bleib' ich mit Dir ewig groß.

An den Schlaf

von

Ludwig Tiek.

O Schlaf, du Wunderbalsam, du erquickst
Mit süßem Duft und sanftem Hauch das Blut,
Im leisen Dämmertraum wehst und beglückst
Du müden Geist und Leib: es läßt die Hut
Der Wächter unsers Sinns und taumelt nieder,
Taucht in Vergessen die betäubten Glieder.

In Kräutern, Blumenduft und Waldesgrüne
Webt magisch deine wunderbare Kraft,
In Opium und Essenzen, magischem Saft
Regiert dein Geisterstab auf dunkler Bühne:
Doch auch auf vieler Kunst und Weisheit Triften,
Aus Lieder Wohllaut, aus verständ'gen Schriften,
Quillt sanftbetäubend deiner Wohlthat Güte
In farbenloser aufgeschmückter Blüthe.

Seebilder

von

Karl Müller.

1. Auf dem Meere zum ersten Male.

Winden knarren, Anker lichten,
Langsam zieht das Schiff dahin.

Fern im Osten blickt die Sonne
Durch des Nebels Schleier; ohne
Licht schläft noch der Westen; sinnend
Steh' ich hier am Ufer, schaue
Nach dem Meer': noch birgt der graue
Horizont die Fluth. Entrinnend

Wie auch sie flieht, reißt der Stunden
Fluth dahin. Dort ordnen unten
Sie das Schiff, Matrosen; eilig
Fördert Sang das Werk, die Hände,
Frisch und kräftig und behende
Prangt das Schiff. Da wird es bläulich

Hell am Horizonte; — lauschend
Auf die Fluth merkt man — und rauschend
Naht sie, deckt die Ebbe — „Fertig!"
Ruft von weitem der Matrose,
Und dem neuen, schönen Loose
Eil' ich froh und stolz zu; — werd' ich

Nicht ein Fürst des Meer's? Am Borde
Hier ist's schön! Stolz sind die Worte
Meiner Brust! Mit kühnem Schalle
Hallen sie im Herzen wieder!
Und am Ufer — arme Brüder! —
Bleibt zurück ihr?! — Wohl lebt Alle!

Scherzt auf den krystall'nen Schichten
Nun zum Meer, mit leichtem Sinn.

Sieh', da liegt mir's schon im Rücken
Dort das Ufer! Stolzer hebet
Nun die Welle mich; Entzücken
Saugt die junge Brust, belebet
Herz und Nerven, schneller jagen
Die Gedanken, Pulse schlagen!

Und am Mastbaum' steh' ich, schaue
In die Wellen; rück zum Lande
Blick' ich — ach schon birgt's der blaue
Horizont: Wie todt! Am Rande
Dort wie kahl! Und hier zerschellen
Freiheit stürmend, Wogen, Wellen!

Festland, weg mit deinen Banden!
Ach wie klein! — Komm, zieh' zum Meere!
Und im Schamroth deinen Landen
Wirst du weinen; Flitterehre
Wirst du schimpfen deine Reiche!
Ach das Meer hat keine Gleiche!

Männer? Puppen zeugst du! Schicke
Sie zu Schiffe! — Wie sie ringen
Brüder hier! Und jeder blicke
Staunend Männerwürde! Klingen
Ewig wird's in seinen Ohren:
Ja, zur Kraft bist du geboren!

Durch die Wellen, über Thäler
Höllentief, auf leichter Brücke
Zieht der Mann, wo der Erzähler
Staunend schaut: dem Flitterglücke
Schwindelt's freilich hier, denn bebend
Bleibt es dort, — Minuten webend.

Wenn ein Grab von fünf Fuß Tiefe
Dort schon schrecken kann — dann freilich
Müßt' ich sünd'gen, wenn ich riefe
Zu der Größe Thron, so heilig,
Memmen; denn nur ebenbürtig
Ist die Kraft, der Größe würdig.

---

2. Ein Abend am Meere.

Träumend sitz' ich auf der Dünen
Schönster, auf bemoostem Hügel,
Und dort unten ruht, ein Spiegel,
Still das Meer, die Abendsonne
Nickt hinein, die langen, kühnen
Strahlen — tausend goldne Locken —
Ordnend, ach! und schmückt mit Wonne
Sich für eine neue Erde.

Und gehüllt in Purpurkleider,
Schön geschmückt nun zieht sie weiter,
Wo sie Sterne löst vom Wachen:
Brüder aus dem Schlaf zu lachen.
Nun zieh' hin und lächle fröhlich,
Meinen Brüdern, ihren Sorgen!
Bring' dort einen guten Morgen
Auch von mir — schlaf ich auch selig.

Ringsum wird es still und nächtlich
Wird der weite Strand, so schaurig
Weht ein Lüftchen, und bedächtig
Irr' ich nach dem Ufer, traurig.
Dort mischt auf des Meeres Rücken
Nacht sich mit des Lichtes Helle,
Und Demanten strahlt die Welle
Durch die Nacht, mich zu entzücken.

Doch von fernher hörst du's brausen?
Sieh das Meer — es naht, zum Grausen
Rasend schnell! — der Erdball schaukelt
Sich so kräftig, mit ihm gaukelt
Ja der Urgeist, seine Hände
Wiegen kühn das Kind der Liebe:
Das ist Fluth! Sie naht behende
Nach Gesetzes ew'gem Triebe.

Immer dunkler wird's, da weben
In die Wellen Millionen
Blanker Sterne sich, beleben
Nacht und Meer. Zu Legionen

Mehrt sich ihre Zahl! Vulkanen
Gleich die Wellen spei'n sie brausend
Sternenheere! Schreckend, grausend
Mischt sich Feuer hier und Welle.

Zum Entsetzen kräftig mischte
Er, der Schöpfer, wilde Lüfte
Blitzgeschwängert, ihre Schrecken
Mit den Wellen, zu erwecken
Aus dem Schrecken — Meeresleuchten.
Da beginnt ein neues Leben
Meerbewohnern; Riesenkräfte
Saugen gierig hier — Delphine.

Grauend steh' ich, heil'ge Schauer
Fühlt die Brust ob solcher Größe
Gottes, und in stummer Trauer
Fühlt das Herz die ganze Blöße
Seiner Kraft: da naht am Himmel
Ernst der Mond: Er scheint gesendet
Mir von oben, mir zu künden
Frieden, und — ich bete bebend.

---

3. Das Gewitter am Meere.

Ernst wie Mitternacht verweben
Sich zu einem ernsten Streben
Tausend Kräfte, hoch am Aether
Bildet sich ein Rath, der sinnet,

Inhaltschwer. Die tausend Räder
Einet Ein Gesetz, das rinnet
Schon von ewig: Im Gewitter
Blicke durch des Rathes Gitter.

Immer ernster sinnt er; lange
Hör' ich's murmeln, still und bange
Wird's um ihn, denn dicht zusammen
Drängen sich die Massen: Stille!
Eben zucket wie mit Flammen
Aus der Mitte, sieh! ein Wille,
Ein Gedanke: Nerven tausend
Ach durchzuckt er blitzend, grausend.

Wie ersonnen, schon gesprochen
Ist das Wort, denn fest gebrochen
War die Bahn, und wiederhallend
Murmelt's jeder Nerv; dem Grimme
Gleich bewegt es weckend, schallend
Jede Kraft; denn eine Stimme
Kräftig wirkt, wie Donnerrollen
War das ernste Wort erschollen.

Und zum Sinnen und zum Prüfen
Mahnt es, ernste Hyroglyphen
Ford're Zeit. Still wird's, doch zittert
Noch der Hauch; er wächst — ach! heftig
Stürmt er weiter! Hörst du's? Wittert
Denn ein Orkus?! Will er kräftig
Diesen Weltball brechen? Brausend
Ach! er ist's, vernichtend, grausend.

Horch, die Wellen —! Horch sie beben,
Wie das Herz! Es kämpft ihr Leben
Mit dem Hauch, und ihr Getöse
Wird sein Echo. Deine Stimme
Prüf' an diesem! — Nein, die Blöße
War zu groß! Mit solchem Grimme
Ringt kein Irdischer: zusammen
Bräch' er, hier sind Schwert und Flammen.

---

4. Seesturm.

Horch, der Leu der Lüfte brüllet,
Sausend aus des Aethers Kerker,
Ach, entfesselt! Und schon füllet
Sein Gebrüll ein Weltall! Stärker,
Dunkler wird die Mähne; Feuer,
Blitze sprüht sein Aug' und siedend
Trotzt das Meer dem Ungeheuer
Hoch entgegen, Grau'n gebietend.

Und wer wagt sich in die Schranken
Dieses Kampffelds? Menschen fliehet!
Rück', o Steurer! Selbst Gedanken
Wird's zertrümmern! Unheil glühet,
Hier im Schaum und er wird Felsen,
Wenn die Wellen, Donner siedend,
Krachend sich im Orkus wälzen,
Gegen Feuertatzen wüthend.

Ach! zu spät ist's, und am Steuer
Zuckt der Brandung Arm, die Hölle
Tändelnd wiegt auf stolzer Welle
Der Palast, wie Ungeheuer
Mit dem Schwachen scherzen. Rollend
Von der Höllenschaukel — krachend
In den Abgrund stürzt er, grollend
Schließt die Welle sich, verlachend.

Mensch, dein Werk. Da rauscht's ein Zischen
Wie ein Regen wild — ach Thränen
Sind's, der Himmel weint sie denen,
Die nun schlafen. Söhnend mischen
Sie den wuthentflammten Wogen
Sich, und hoch am Himmelszelte
Strahlt der bunte Friedensbogen
Ueber dieses Kampfes Felde.

---

5. Des Schiffers Heimkehr.

Mutter, Mutter, blaue Flaggen!
Rothe Wimpel! Volle Segel! —
Kindlein, kann nicht sein, es funkelt
Nur so bunt das Abendroth.

Vater, Vater, und die Wellen
Brausen! Mutter, mir wird bange!
Kindlein, ruhig, ach! der Vater
Ist noch ferne, behüt' ihn Gott!

Mutter, Mutter! Vaters Jölle!
Ach, und Vater ist nicht drinnen! —
Kindlein bete! Sie ist unser
Und der Mutter bang es droht.

Vater, Vater! Schiffst nicht rüber?
Mutter, Mutter! Und du weinest?
Vater! — Sieh, er kommt geschwommen,
Mutter! Mutter! — — Er war todt.

---

6. Des Schiffers Grab.

In die Wellen nur begrabet
Meine Leiche. Ich will ruhen,
Würdig der Gefahren Größe,
Tief im Grabe, sehr tief, stille;
Wie es Menschen mir nicht bauen.
Weg mit euren fünf Fuß Tiefe;
Denn sie werden einem Schiffer,
Einem Seemann, zur Satyre.

Und die Sonne war gesunken;
Ihre Strahlen nur zurücke
Ließ sie kräft'gem Elemente
Fackelzug im Meeresleuchten —
Horch, da naht ein tief Gemurmel —
Immer näher — immer kräft'ger —:
Das sind Wellen, die der Orkus
Sendet, Glockenton zu schlagen.

Und der Held ist eingesenket,
In Krystall, wie Keins auf Erden:
Da wird's still; die Elemente,
Die er einst bekämpfte, feiern
Seinen Grabesgang. Versöhnet
Hat sein Tod. Zum Leichentuche
Wird das Meer und jeden Zipfel
Hält ihm — eine Himmelsgegend.

Ruhig schläft er, denn des Frevlers
Hand reicht nicht zu seinem Grabe;
Ewig ist dies Grab sein eigen,
Sein Gebein verbleicht kein Lichtstrahl.
Dort nur fand er ja die Ahnen
Seines Stammbaums. Gleich dem Fürsten
Ruht er sicher, denn Delphine
Wachen nun an seinem Grabe.

Der Geier und die Lerche.

Nach indischer Mythe

von

Eduard Gehe.

Zwei befreundete Aeonen traten vor den Herrn der Geister und sprachen: Wir wollen, innere Kämpfe bestehend, uns in dem Guten stärken. Versetze uns daher in Trauerzustände, in welchen, selbst bei uns entzogenem Aeonenthume, sich unsere Kraft bewähren mag. „Es geschehe!“ rief der Herr der Inkarnationen, und verwandelte, indem er Beiden die Erkenntniß ihres höheren Wesens auf Zeit nahm, den Einen der Aeonen in seinen prächtigen Himmelsgeier, den andern Aeon in eine hellbraune sanfte Himmelslerche. Urstracks schoß der Geier, seiner wilden Natur folgend, durch die ungeheuren Räume, Beute suchend. Nicht eine Mücke fand er, doch winkte ein Götterfinger ihm nach einer Wolke, auf welche ein karges Mahl für ihn gestellt war. „Erbärmlich wenig!“ dachte der Geier, welcher Tafelmusik erhielt, denn singend durch den Aether kam die Lerche gezogen. „Sang — gute Zuthat zur Speisung,“ dachte der Stoßvogel, und so ward mit zuvorkommender Dreistigkeit von seiner Seite, und mit einiger Schüchternheit von Seiten der Lerche, zwischen Beiden die Vereinigung getroffen, Geier wolle die Lerche nicht fressen, wenn sie ihn alltäglich mit Morgen- und Abendlied erfreue.

So verging für Beide mit Fröhlichkeit ein Tag. Am zweiten verlor jedoch, nach Vorbestimmung, die Sängerin Lerche zu

ihrem tiefsten Schmerze ihre Silberstimme. „Lerche," knurrte der Geier, „unser Contract bedingt Sang! Jetzt könnte ich dich fressen; aber erschrick nicht! Ich will mich enthalten, lasse großartig die Versuchung in meiner Nähe, und du kannst bei mir als Haushälterin bleiben." „Erst Sängerin, dann Haushälterin," fühlte die Lerche, „das ist bitter, aber unsere beßte Stimme, welche nicht verloren geht, ist unser Gemüth. Er wird es erkennen." Und der Geier erkannte es eine Zeit lang. Beide liebten sich zärtlich und küßten sich auf ihrer Wolke. Die Haushälterin, weil sie nur noch im Innern singen konnte, brach sich ihr Bißchen Futter ab und legte es zu den immer schmaler werdenden Bissen des Geiers, welcher, so weit er auch umherflog, keine weitere Atzung fand. Beide wurden schlanker, er Hunger-Krächzer. Endlich dachte der Geier in seinem Magenkrampfe: „Die einst Fette schwindet mir mehr und mehr zusammen. Ich fresse sie, weil es noch Zeit ist." Und schon hatte er sie an sich gerissen, als die Lerche plötzlich ihre Stimme, aber nur für Minuten, wiedererhielt und mit ihrem Sang den Himmel füllte, Wink an den Geier: „Du sollst das Talent ehren." Noch einmal übte der Geier Enthaltsamkeit. Auf einem Auge erblindend zärtelte er mit dem andern seine Haushälterin an, und diese, obschon sie bald darauf ihre Stimme wieder verlor, flehte in der Morgenröthe zu den Göttern: „Nehmt mir eins meiner Augen und gebt es meinem Geliebten." Das Opfer lichtete. Der Geier, wieder mit vollem Gesicht begabt, nahm seine Einäugige unter seine Flügel. „O! du mein Leben, dich mord' ich nimmer!" Da war aber tief im Schooße der Urzeit eine alte Schuld des Geiers, als früheren Aeonen, und die wollte die Lerche, welcher plötzlich ein Scheinchen darüber aufstieg, in Selbstaufopferung sühnen. „Ich will von ihm gefressen sein," dachte sie. „Wenn ich noch sterbend ihn liebe, unter seinen Pranken, in seinem Schnabel, löse ich als Geist den alten Fluch. Mein Tod sei mein schönster Gesang!" Das Opfer wurde angenommen. Das Mahl blieb für Beide ganz aus. In einer eisigen Sturm-

nacht krächzte der Stoßvogel als Geier-Lear seiner Lerche zu: „Komm! ganz will ich dich wärmen!“ und fraß sie. Schon halb zerrissen sang die Lerche: „Dich lieb ich, dich!“ Die Engel, im Gefühle, daß der Geier, seiner Natur nach, sein Möglichstes in Enthaltsamkeit gethan habe, und sein Wahnsinn ihn entschuldige, sangen mit, und nach bestandenen Seelenkämpfen schwebten Beide wieder als Aeonen, neugestärkt, den Göttern zu.

Ansichten

von

J. P. Eckermann.

In anfänglichen Literatur-Epochen, wo noch eine gewisse Finsterniß auf den Nationen liegt, erscheinen auch geringe Talente von Bedeutung, sowie ein kleines Licht in einem dunkelen Zimmer im hohen Grade bemerkt wird. Steht aber die Literatur eines Volkes auf ihrem Gipfel, so daß es unter seinen Dichtern und Schriftstellern bereits Sterne erster Größe zählt, so hat ein neues Talent, selbst wenn es an sich von großer Bedeutung wäre, Mühe, sich bemerklich zu machen, sowie in einem Zimmer, das bereits von zehn Lichtern erleuchtet ist, ein noch hinzukommendes eilftes kaum gesehen wird.

Der Mensch muß Götter und Helden machen, um dasjenige, was von erhabener Gesinnung in ihm existirt, auszulassen.

Haidekinds Lied in der Ferne

von

Joh. N. Vogl.

Nach der Haide,
Nach der Haide möcht' ich wieder,
Die sich dehnt in Ungarland,
Wo nicht Blumenduft noch Lieder,
Wo nur Sonnenglanz und Sand.

Nach der Haide,
Nach der Haide möcht' ich wieder,
Ueber die der Reiher fliegt,
Und sein glänzendes Gefieder
In dem Meer der Lüfte wiegt.

Nach der Haide,
Nach der Haide möcht' ich wieder,
Wo nur Rosse leichtbehuft
Muthig strecken ihre Glieder,
Und der wilde Tschikasch ruft.

Nach der Haide,
Nach der Haide möcht' ich wieder,
Wo vom Hügel, dornumstrickt,
Einsam schaut die Hütte nieder,
Drinnen ich das Licht erblickt.

Die Castilianerin.

Ballade

von

H. S. Pierre.

Die Trommel wirbelt, die Büchse knallt,
Verödet liegt das Dorf im Wald;
Die wilden Franken zieh'n heran,
Entflohen sind Weib und Kind und Mann.

Nur von der Capelle zieht noch Rauch,
Es glimmt ein halbverbrannter Schlauch,
Verkohltes Brod — und ein Aschenhauf,
Noch leckt die Flamme an der Garbe drauf.

Sieh' dort! ein Weib mit hohlem Blick!
Blieb sie allein auf der Flucht zurück?
He! sag', du gelbes Kummerbild,
Was rollt dein Auge so scheu und wild?

Wo sind die Brüder, wo blieb dein Mann?
So fuhr der Franke sie drohend an;
„Entfloh'n," spricht die Castilianerin,
„Mit meinem Kind ich allein hier bin."

„Die Mutter dort mir kaum verschied,
„O! schonet ihrer Hüll' und zieht
„Vorüber an dem Sterbebett,
„Dem Todten gönnt die Ruhestätt'!"

„„Schaff' Speis' und Trank uns schnell herbei!""
So tönt der Franken wild Geschrei;
Doch sie zeigt hin die leere Hand,
Und spricht mit Ruh': „Es ist verbrannt!"

Da schnaubt die Schaar in Wuth und Braus
Durch jeden Winkel in dem Haus;
Zerwühlet mit dem Bajonett
Das kaum erkaltete Sterbebett.

Und jetzt, verborgen unter'm Stroh,
Die Kellerthür sich zeigt; „„ho, ho!
„„Herbei, Kameraden, Brod und Wein,
„„Auch Schinken; frisch langt zu! schenkt ein!""

Doch „„Halt!"" befiehlt der Führer klug,
Und drauf das Weib er forschend frug:
„„Sollt auch das Brod, das Fleisch, der Wein
„„Von eurer Tücke vergiftet sein?""

„Ei, zittert euer Heldensinn?"
Versetzt mit Hohn die Spanierin;
„Nicht euch, mir selbst ließ sie mein Mann;
„Drum esset nur, ihr sterbt nicht daran!"

„„So trink' uns zu, du keckes Weib,""
Der Führer spricht, „„es stärkt den Leib,
„„Und macht das Herz der Minne hold!"" —
„O! gern, gebt her, so viel ihr wollt."

„„Und auch das blasse Knäblein laß
„„Sich laben an dem vollen Glas,""
Er wiederum spricht. Sie schaudert — und —
Setzt ihrem Kind das Glas an den Mund.

Da jubelt laut der wilde Hauf',
Sie zehren Trank und Speise auf,
Und mancher Blick, manch' roher Scherz
Versucht das stolze spanische Herz.

Doch plötzlich zuckt das Kind und würgt; —
Die Mutter kaum ihr Weh verbirgt.
Sie sinkt zur Erd' in wildem Schmerz,
Und Kling' auf Klinge ihr in das Herz.

Die Trommel wirbelt, die Büchse knallt,
Verödet liegt das Dorf im Wald;
Dort, an der Kirche versengtem Stein,
Dort scharren sie zwanzig Leichen ein.

Die Erwählten

von

Gustav Erhard.

Nur Wen'gen ist das sel'ge Loos beschieden,
Thatkräftig ihrer Zeit voranzugeh'n
Und bei dem Dràng der Gegenwart hienieden
Als Bürgen bess'rer Zukunft dazustehn:
Wie Viele leben, gehen hin in Frieden,
Die niemals das verwirklicht hier geseh'n,
Was sie geträumt, die thatenlos geschieden,
Um deren Gräber keine Lorbeern weh'n.

Es sonnen Tausende sich an dem Strahle,
Der, wie von einer fern entleg'nen Welt,
Von fremder Größe in ihr Leben fällt;
Sie schau'n aus ihres Wirkens engem Thale,
Bewund'rungsvoll die stumme Brust geschwellt,
Nach jenen Höh'n, die ew'ger Glanz umhellt.

Alpenglühen

von

von Peucker.

Leuchtend geht die Sonne nieder,
Aus den Wolken glänzet wieder
Purpurroth ihr Scheideblick.
Diese letzten Abschiedsstrahlen,
Die den Abendhimmel malen,
Leuchten lange noch zurück.

Auf der Thäler Blumenmatten
Streckt der Berge Riesenschatten
Sich gespenstisch hin zur Ruh',
Und der Dämm'rung dunkle Schleier
Deckt des Tags bewegte Feier
Sanft mit leichter Hülle zu.

Doch aus diesem dunklen Bilde
Ragt in jene Luftgefilde,
Wo die Rosenwolken blüh'n,
Hoch empor die Alpenzone,
Auf dem Haupt die Gletscherkrone,
In der Brust das Immergrün.

Und der Sonne Flammengluthen
Strahlen aus des Meeres Fluthen
Dorthin ihren Abschiedsgruß,

Senden mit verschämtem Säumen
Noch aus fernen Weltenräumen
Einen letzten Rosenkuß.

Der kristallne Stirnschmuck funkelt,
Während Nacht den Fuß umdunkelt,
Um des Gipfels Felsgestein,
Leuchtet niedern Erdengründen,
Sonnenlicht noch zu verkünden,
Glühend in das Land hinein.

So umstrahlet Himmelsklarheit
Den Bekenner ew'ger Wahrheit,
Frommer Weisheit Silberhaupt,
Die zum Quell des Lichts dort oben
Fest die Blicke hält erhoben,
Die da hofft, und liebt, und glaubt.

Wie in Aethers Regionen
Hell die Alpengipfel thronen,
Wenn ihr Fuß in Nebeln ruht,
Breitet seine freien Schwingen,
Die empor zum Lichte dringen,
Aus der Geist in Himmelsgluth.

Wenn im fliehenden Entweichen
Erdensterne auch erbleichen,
Glüht doch hell der Wiederschein
Von des Geistes Strahlenkranze,
Mit der Jugend frischem Glanze,
In des Lebens Nacht hinein.

Tiedge's Traum

von

C. von Wachsmann.

Weit von hier am Tiberstrande,
In der Künste Heimathland,
Schön umschlungen von dem Bande,
Das ihm edle Freundschaft wand,
Saß der Dichter, sinnend, träumend,
Unter Tasso's heil'gem Baum,
Da, aus Geistestiefen keimend,
Blüht ihm auf der schönste Traum.

Schön, wie aus der Seel'gen Lande,
Trat zu ihm ein hohes Weib,
Sterndurchschimmerte Gewande
Schmückten den verklärten Leib,
Auf den leicht verhüllten Busen
Floß ihr goldig strömend Haar,
Auf dem lieben Freund der Musen
Ruht ihr Blick so rein und klar.

Und sie sprach zum edlen Sänger:
„Du, mein Liebling, weile nicht,
„Weile in dem Land nicht länger,
„Wo kein Herz zu deinem spricht.

„Dort im alten treuen Norden
„Harren tausend Herzen dein;
„Bist mein Priester du geworden,
„Mußt du in dem Tempel sein."

„Nicht umrauscht vom Zweig der Palme,
„Nicht umspielt von Zephirweh'n,
„Nein, in Mitte gold'ner Halme
„Soll Uraniens Tempel steh'n.
„Diese Halme sollen deuten
„Auf die tausendfält'ge Frucht,
„Die der Treue wird erbeuten,
„Der mein Heiligthum besucht."

„Du, mein Priester, sollst dort schalten,
„Unberührt vom Sturm der Zeit,
„Als ein Greis noch sollst du walten
„Mit des Jünglings Freudigkeit.
„Und zum Zeichen, daß vor Allen
„Mir mein Sänger theuer war,
„Soll man zu dem Tempel wallen
„An dem Tag, der ihn gebar."

„Bis zu neunzigjähr'ger Feier
„Offen steh' das Tempel-Thor,
„Dann trittst du, im Arm die Leier,
„Aus dem Heiligthum hervor.
„Kurz vor ihr erschein' ich wieder,
„Führ' dich zu neuem Lauf,
„Und beim Klange schön'rer Lieder
„Schweben wir zur Heimath auf."

So die Muse. — Und der Dichter
Ringt sich auf aus seel'gem Traum,
Und sein Auge, licht und lichter,
Sucht sie in dem weiten Raum, —
Sie entschwand, hat nicht gesäumet,
Doch er fühlt im Herzen klar,
Daß das Bild, was er geträumet:
Spiegelbild der Zukunft war.

Ansichten

von

J. P. Eckermann.

Der Gedanke wirkt als solcher, weniger der Zusammenhang, in welchem er im Geiste des Autors steht. Drei, vier Seiten lieset man oft in einem Buche vergebens und auf der fünften ergreift uns eine einzelne Idee, so daß wir sie excerpiren.

Ausländische Literatur, alte wie neue, ist den deutschen Literatoren zu empfehlen, weniger um fremde Eigenthümlichkeiten anzunehmen, als sich selber daran zu rectificiren und sich auf dem Wege des Reinmenschlichen zu erhalten. Ein Nachahmer von Jean Paul würde in den Fall kommen, sich zu rectificiren, sobald ihm Sterne zu Händen käme, und er dessen großes, reines Verdienst zu erkennen im Stande wäre.

Regentropfen und Sehnsucht

von

George Freiherrn von Kleist.

Tropfen, welche niederfielen
In der warmen Regennacht,
Leuchten an den Blumenstielen
Mit der Diamanten Pracht.

Wenn sie nun in Farben spielen,
Die der Sonnenstrahl gebracht,
Sind die farbenreichen, vielen
Tropfen auch zum Glanz erwacht!

Als die Tropfen niederfielen
In der Dunkelheit der Nacht,
Hatten sie den Blumenstielen
Ihren Perlenschmuck gebracht.

Gleich den Perlen, still verborgen
In der Mutterschale Schoos,
Ruh'n sie vor dem Sonnenmorgen
Noch an Blumen und an Moos.

Leuchten früh der Sonne Stralen
Klar herab auf das Gefild',
Werden sie die Tropfen malen,
Wandeln zu des Demants Bild!

Regentropfen ähnlich spielen
Auch Gefühle farbenreich
In dem Herzen, wo die vielen
Thränen ruh'n, den Perlen gleich.

Doch Gefühle sind auch Sonne
Für die Sehnsucht in der Brust,
Und verleih'n ihr Licht und Wonne,
Hoffnung und der Liebe Lust!

So wird auch die Liebe glühen
In des Herzens stillem Raum,
Wenn der Hoffnung Knospen blühen,
Wahrheit wird der Sehnsucht Traum!

Die blonde Fischerin.

Ein Lied

von

Karl Haltaus.

Du schlanke, blonde Fischerin,
Wo willst du auf dem Nachen hin?
Das Meer ist tief, fahr' nicht allein,
Es wäre kläglich, fielst du 'nein.
Wähl' mich zu deinem Ruderknecht,
Trau meinem Wort, ich fahr' nicht schlecht.

Du schlanke, blonde Fischerin,
Wo wirfst du deine Netze hin?
Mein Herz ist munter wie ein Fisch,
Mein Blut fließt drinnen warm und frisch.
Ich gäb' was drum und gäb' was drauf,
Fingst du mein Herz im Netz mit auf.

Du schlanke, blonde Fischerin,
Was schwebt dir vor in deinem Sinn?
Hörst du es nicht? Im dichten Schilf
Da ruft es laut nach dir: o hilf!
Das Wasser ist ein nasses Haus,
O Fischerin, zieh' mich heraus!

Du schlanke, blonde Fischerin,
Fahr' nicht nach jenem Wirbel hin,
O! glaub' es mir, da haust ein Nix,
Der zieht dich in den bösen Stix.
Am Strande hier ist nicht Gefahr,
Zum Compaß wähl' mein Augenpaar.

Du schlanke, blonde Fischerin,
Was suchest du im Wasser drin?
Ein Röslein fängst du mit der Hand
Und steckst es an des Mieders Rand.
O! fingest du statt Rösleins mich,
Wer wäre glücklicher als ich?

Didaktisches Räthsel

von

Dr. Mises.

Von fern erschien's wie ein lichtes Wölkchen,
Doch kam man nahe, war's das Völkchen
Von uns, den jungen Engelein,
Mit Kleidern wie Licht, so weiß und rein.
Gott hatte an einem Frühlingstage
Uns alle geschaffen mit einem Schlage;
Wir sahen ihn, als wir erwacht,
Noch geh'n in voller Schöpferpracht;
Rings thürmend Wunder über Wunder:
Wir waren nicht das kleinste drunter.

Er hatte gebaut uns ein lichtes Haus
Hoch in den klaren Aether hinaus;
Wie prächtig war's, wie schön zum Zwecke,
Aus Himmelsbläue war die Decke,
Das ganze Haus durchwachsen mit Grün,
Und jedes hatte sein Sesselchen drin,
Getrennt vom andern durch kurze Räume;
Auch stand ein Schälchen mit Honigseime

Bei jedem, das war nimmer leer,
Von selbst wuchs drin des Trankes mehr.
So lebten wir ohne Sorg' und Mühe
Von Früh' bis Abend und Abend bis Frühe,
Weil Gott uns gab einen jeden Tag,
Was ein Engel nur brauchen und wünschen mag.

Tags sonnten wir uns in göttlichem Glanze,
Nachts träumten wir süß beim Sphärentanze,
Wir wuschen uns Morgens mit himmlischem Thau,
Wir falteten Abends die Kleidchen genau;
Rings um uns welch' ein Lachen und Singen!
Viel fremde Engel mit bunten Schwingen
Auch flogen bei uns ein und aus,
Zu bringen Grüße von Haus zu Haus.
Sie durften dafür mit uns trinken
Aus unsern Schalen, und wollt' es dünken
Zu spät des Abends einem Gast,
So fand er bei uns süße Rast.
Uns aber hielt Gott noch am Zügel,
Wir hatten nur Flügelkleider statt Flügel,
Und strebten wir jenen Engeln nach,
War's also, daß Gott zu uns sprach:
Ihr habt für jetzt kein ander Geschäfte,
Als ruhig zu bilden die innern Kräfte,
Und wenn ihr Flügel einst haben wollt,
Aus eigner Kraft ihr sie treiben sollt.
Nach Oben mögt ihr nur immer ringen,
Bald werden von selbst hervor sie dringen,
Und werden euch heben zu mir empor,
Dann nehm' ich euch auf in ein höheres Chor.

Doch wehe uns, zu eignem Schaden
Nur wandten wir die göttlichen Gnaden:
Weil Gott uns Alles gethan zu Lieb',
Uebt keiner mehr den eigenen Trieb.
Wir blieben auf unsern Sesselchen sitzen
Und liebten es in der Sonne zu schwitzen,
Bald dünkten im eiteln Uebermuth
Die weißen Kleider uns nicht mehr gut,
Wir warfen sie weg die leichten, reinen,
Hinfort in Purpur und Gold zu erscheinen,
Wir setzten uns Kämmlein und Krönlein auf,
Das Putzen gab uns zu thun vollauf.
Die Flügel wollten da freilich nicht treiben,
Wir aber dachten: so mag es bleiben.

Wir waren gewesen schlank und fein
Bei unserm Schlückchen vom Honigwein,
Nun schien zu klein uns unser Täßchen,
Wohl täglich jeder trank sein Fäßchen.
So wuchs anstatt des Geistes Kraft
Nur immer mehr des Leibes Saft.
Wir wurden täglich dicker, träger,
Statt feiner, geistiger und reger,
Und bald galt für den größten Ruhm
Der größte Leib als Eigenthum.
Es mochte keiner mehr aufwärts blicken,
Man sah uns schläfrig taumeln und nicken;
Und kamen noch fremde Engel in's Haus,
Versagten wir gastliches Bett' und Schmaus,
Weil jedem genug schon mochte dünken
Die Sorge für eig'nes Schlafen und Trinken.

Zum Reiz aus uns'rer trägen Ruh
Kam noch der böse Feind dazu.
Wie viel von uns hat er bestochen,
So daß sie vollends mit Gott gebrochen.
Er bot uns Farben und glänzenden Schmuck,
Und Nahrung lockend und süß genug;
Doch blieb nach kurz gewährtem Glücke,
Ein nagender Wurm uns nur zurücke,
Und, was der Seele einst reines Haus,
Blieb eine Höhle voll Schmutz und Graus.

Als Gott nun auf uns niederblickte
Und sahe, wie sich's mit uns schickte,
Da sprach er: wer nicht strebt zum Licht
Gehört nicht vor mein Angesicht.
Zur Tiefe neigt der Trieb euch Allen,
Weil ihr es wollt, so sollt ihr fallen;
Ihr habt verschmäht der Gnade Macht,
So habt nun des Gerichtes Acht.

Da sahe man der Engel einen
Von jenen ernsten, strengen, reinen,
Die stets zu Gottes Füßen knie'n,
Auf seinen Wink von dannen zieh'n.
Bald hörten wir von fern mit Staunen
Ein unheilkündendes Posaunen,
Das jeden, der im Schlafe lag,
Erweckte zu dem jüngsten Tag.
Drauf kam der Engel zornig jagend,
Die finstern Wolkenflügel schlagend,
Und der Posaune scharfer Wind

Durchblies nun unser Haus geschwind.
Da hub drin Alles an zu wanken,
Es stürzten alle grünen Ranken,
Es kracht und saust durch's ganze Haus;
Und alle überkam ein Graus.
Wir fühlten in uns uns're Herzen
Sich wandeln, härten sich und schwärzen,
Und bald hört aller Lebenslauf
In unserm Innern stockend auf.
Nun hub er an mit stärkerm Schütteln
An unsern Sesseln selbst zu rütteln;
Da hielt sich keiner von uns mehr;
Zuerst fiel, wer am meisten schwer.
Und wie wir tief und tiefer fallen
Hört man des Engels Stimme schallen,
Uns freilich schien sie nur wie Spott:
„Noch mag sich retten hin zu Gott
Wer Flügel hat emporzuschweben,
Die er getrieben hat im Leben.
Wer so gelangt zu Gottes Fuß
Soll dort empfangen sein mit Gruß."
Doch ach, kein Sprößlein von Gefieder
Hob einen aus der Tiefe wieder.

Wir fielen nieder auf schwarzen Grund,
Die Glieder waren uns Allen wund;
Ein kalter Nebel deckte den Boden,
Aus alter Fäulniß stieg ein Broden
Empor, uns schien's wie aus der Gruft,
Die wir gewohnt so reinen Duft.
Der Nebel ward zu kaltem Regen,

Wer weiß, wie lang wir dort gelegen,
Es mochte eine Nacht nur sein,
Zum Jahre ward sie durch die Pein.
Jetzt, dachten wir, ist aus die Strafe,
Gott ruft zurück nun seine Schaafe;
Wir kannten Gottes Zorn noch nicht,
Beginnen sollt' erst das Gericht.

Die Hölle öffnet' ihre Zangen,
Bald sah'n wir uns gepackt, gefangen
Und an den grausen Ort geführt,
Wo stete Flammen sind geschürt,
Des Leibes sünd'ge Lust zu strafen,
Wenn das Gericht nicht mehr will schlafen.
Zuerst erfuhr er jede Qual,
Die üben kann ein scharfer Stahl;
So viel es Namen giebt von Wunden,
So viel hat unser Leib empfunden,
Und als erschöpft war diese Wuth
Harrt uns'rer schon der Hölle Gluth.
Und wiederum, wer möchte malen,
Wie dorten wechselten die Qualen;
Genug, daß, seit die Hölle stand,
Sie neue jeden Tag erfand;
Und schonte Manchen auch ihr Feuer,
Vergalt es and're Pein ihm theuer.

Und immer noch war's nicht vollbracht!
Noch stand bevor die ew'ge Nacht,
Wir gingen ein zum Ort des Todes,
Erst durch ein Thor, ein blutigrothes,

Dann eine Hölle grauenvoll,
In der in ew'gem Wechsel scholl:
Bald grauses Lachen, grimmes Schnappen,
Bald Heulen und bald Zähneklappen,
Zum tiefen dunkeln Schlund hinab,
Der unser letztes ödes Grab.

So mit dem Geist, der längst verdorben,
War nun der Leib auch ganz gestorben,
Und auf der großen Weltenflur
Blieb von uns übrig keine Spur.
Gott aber schuf aus anderm Korne
Nun eine neue Schaar von vorne.

Und daß ein Beispiel möcht' gedeih'n,
So setzt er jetzt in's Haus mit drein
Ein Volk von Würmlein, das muß weben
Sein Lager selbst und ärmlich leben;
Doch was zuletzt kommt d'raus hervor
Ist ein beschwingter Engelschor.

Nennt mir die Engel, wenn sie spielen,
Nennt mir die Engel, als sie fielen;
Und dankt Gott für die tägliche Noth,
Wie ihr ihm dankt für das tägliche Brod.

Unsterblichkeit

vom

Fürsten Lynar.

Die Sonne sinkt nach lang' erhelltem Tage,
So auch mein Leben, das zur Rüste geht.
Wie bald das Uhrwerk abgelaufen steht,
Fühl' ich an meines Herzens matt'rem Schlage.

Was aber dann? das ist die große Frage.
Wo ist die Hoffnungsflagge, die uns weht,
Verkündend, daß der Geist nicht untergeht,
Und daß kein Traum der Weisen fromme Sage?

Ich glaube ihr, denn tief in meiner Brust
Bin ich an heil'ger, unentweihter Stelle
Des gottentsprühten Funkens mir bewußt:

Allgegenwart schließt Alles in sich ein;
Auch mein Atom ist Abglanz ihrer Helle,
Die nie verglimmt, ich werde ewig sein! —

Die Grotten des Posilipo bei Neapel

von

Heinrich Wilhelm Schulz.

Die trockne, rythmuslose Prosa erscheint zwischen der gebundenen, klangvollen Sprache der ungebundenen Poesie wie ein dunkler Punct auf einer lichtumstrahlten Landschaft, die meisten Beschauer gleiten leicht darüber hinweg, nur das Auge des genauern Beobachters ruht vielleicht kurze Zeit auf ihm aus. So wenden sich viele Reisende von der Poesie der Natur und des Lebens, welche sie an dem ewig neuen Golf Neapels mit dem dampfenden Vesuv, dem von felsigen Gestaden beschatteten Meeresspiegel und der lärmenden Weltstadt umwogt, zu der dunkeln Grotte des Posilipo, die durch diesen in's Meer vorspringenden Hügel nach der Ebene der Bagnoli und der Trümmerstadt von Pozzuoli führt. Wer durch den malerischen, mit herabhängendem Gesträuch umgebenen Eingang weiter vordringt, fühlt sich bald von Staub und Finsterniß beengt, freudig blickt er empor, wo durch schräge Felsenschluchten zwischen Feigenblättern ein spärlicher Lichtstrahl wie ein poetischer Geistesfunken hereinfällt und begrüßt entzückt die Rückkehr der Tageshelle, die ihm nach Neapels dithyrambischem Lebensrausche im Reiche der Elegie von Bajaes und Pozzuolis verschwundener Pracht und Größe entgegentritt, über welche des Epomeo ausgebrannter Vulkan aus der Ferne herüberschaut. Nur kurze Zeit möchte ich euch mit meiner Prosa in den dunkeln Räumen dieser und einer andern Grotte festhalten. An den Eingängen hat die Poesie seit uralten Zeiten ihren Wohnsitz aufgeschlagen. Wo man vom Felsenabhange nach Neapel herniederschaut, webte der große Mantuaner seine Sagenblüthen in die Urgeschichte der Weltbeherrscherin, und

Virgil's Grab will man in einem römischen Columbarium über dem Eingange der Grotte erkennen. In seiner Nähe dichtete später und ruht jetzt sein schwächerer Nachahmer, der treue Sanazzaro. Am Ausgang der Grotte begegnet ihr der Grabstätte des letzten großen lyrischen Dichters Italiens, des Giacomo Leopardi. Nur zweimal im Jahre macht die Natur einen poetischen Streifzug durch das Innere der Grotte, wenn die hinter dem Ausgange in's Meer hinabsinkende Sonne ihren Lichtstrom durch die dunklen Räume von Pforte zu Pforte ergießt, aber die Dichtersage des Mittelalters hätte gern ganz von ihr Besitz genommen. Sie schrieb der Kunst desselben Virgil, der diese Gegenden mit seinen Liedern belebte, die Erschaffung der riesenhaften Werke zu, welche die Natur in den Jahrhunderten vergangener Größe mit überirdischem Zauber umgestaltet zu haben schienen; doch schon Petrarca zerstörte den Wahn des in dieser Meinung befangenen Königs Robert von Sicilien.

Zuerst mögen die seit uralter Zeit in diesen Gegenden seßhaften Cumaner einen engen, nur für Saumthiere gangbaren Pfad durch die Tufmasse des Posilipo gebrochen haben, um eine bequemere Verbindung mit ihren Niederlassungen am Gestade der Sirene Parthenope herzustellen. Diese konnte im Zeitalter des Augustus, wo der Meerbusen von Bajae der Sitz römischer Pracht und Ueppigkeit geworden war, nicht mehr ausreichen. Damals ließ Agrippa, nach Strabo's Zeugniß, den dichten Wald um den verrufenen Averner-See niedermähen, und Coccejus, der Architekt des jetzt in die Hauptkirche von Pozzuoli verwandelten Tempels des Augustus, bahnte durch die zwischen Cuma und dem See gelegene Tufmasse einen breiten Felsengang. Gleichzeitig erweiterte er die Grotte des Posilipo, so daß sich zwei Wagen in derselben begegnen konnten, und eröffnete vermittelst schräger Felsenschachte durch das darüber liegende Gebirge Pfade für Licht und Luft. In dieser Gestalt scheint die Grotte bis zum vierzehnten Jahrhunderte bestanden zu haben, dem die Gemälde angehören, welche die Felswände in bedeutender Höhe über dem

Boden des jetzigen Eingangs verzieren. Erst in späterer Zeit und vorzugsweise auf Befehl des Königs Alfons von Aragonien und des um Neapels Verschönerung hochverdienten Vicekönigs Pietro di Toledo wurde die Grotte, von deren früheren Zuständen vielfache Spuren zeugen, bis zu ihrer gegenwärtigen Lage vertieft.

Dagegen scheint eine andere, bisher wenig beachtete Grotte, welche, die in's Meer vorspringende Spitze des Posilipo durchschneidend, von den an der Küste gelegenen Landhäusern zu der Ebene der Bagnoli führte, gleich vom Anfang in ihrer jetzigen Ausdehnung angelegt worden zu sein.

Nach demselben Ausgange hin hatten östreichische Soldaten im Jahre 1821 eine schöne Straße vom Meeresgestade an der Mergellina über den Hügel des Posilipo geleitet, welche bald wegen unzureichender Vorkehrungen gegen das Nachstürzen des lockeren vulkanischen Erdreichs ungangbar wurde. Nun faßte der König von Neapel den großartigen Entschluß, eine andere Straße längs des vielfach durch Naturverheerungen zerrissenen Gestades des Posilipo bald durch Gärten und Weinberge, bald auf Brücken über Schluchten im steten Anblicke des reizenden Golfs mit Ueberwindung bedeutender Schwierigkeiten aller Art bauen zu lassen, und beauftragte den talentvollen Ingenieur Ambrogio Mendia mit der Anordnung. Bei dieser Gelegenheit stieß man auf den halbverschütteten Eingang der Grotte, die der Mund des Volkes nach Sejanus benennt, und der König befahl sogleich ihre Herstellung, womit man in wenigen Monaten zu Stande kam.

Diese Grotte ist 3200 neapolitanische Palmi (Spannen) lang und übertrifft somit die bekanntere um 594 Palmi. Der Eingang ist 33 Palmi hoch und 19 breit, aber nach Innen verengen sich die Räume, die jedoch nie schmäler als 16½ P. und nie niedriger als 17½ P. werden. Da außer dem Eingange nur wenige Stellen durch die feste Tufmasse gebahnt sind, während sich der größere Theil der Grotte unter lockerer vulkanischer Asche hinzieht, so mußte man den innern Bau durch eine fortlaufende Bogenconstruction befestigen. Zu diesem Zwecke führte man zu-

erst eine Bekleidung der unsichern Theile mit netzförmigem Mauerwerk (opus reticolatum) auf, das an den Wänden nicht die Dicke von 1½ Palmo und in der Wölbung nicht die von einem Palmo übersteigt. Aber Erderschütterungen, denen diese Gegenden ausgesetzt sind, scheinen bald das Durchbrechen der Decke veranlaßt zu haben, die man durch sorgfältigere Tuffsteinbaue stützte. Regelmäßige Backsteinconstructionen, womit noch später einzelne durch Erdstürze erweiterte Theile überwölbt wurden, scheinen nach der Bauart zu urtheilen, der letzten Herstellung der Grotte zu Anfang des fünften Jahrhunderts unserer Zeitrechnung vorangegehen. Von dieser benachrichtigt uns eine bei der Reinigung mit mehrern unbedeutenden römischen Alterthümern aufgefundene Inschrift, welche ich in einem längern Aufsatze über diese Grotten im vorjährigen Bullettino des archäologischen Instituts zu Rom mitgetheilt und erklärt habe. Der Eingang auf der Seite des Posilipo konnte im Alterthume verschlossen werden, worauf die am Boden und an den Wänden befindlichen Steine zur Feststellung der Thüre hindeuten. Zu beiden Seiten des entgegengesetzten Ausgangs waren hohe vorspringende Mauern aufgeführt, um das Hereinstürzen der daneben aufgethürmten lockeren Aschenmasse zu verhüten.

Die erste Erwähnung dieser Grotte finden wir schon bei Giovanni Pontano, dem berühmten neapolitanischen Geschichtsschreiber des fünfzehnten Jahrhunderts *). Ihm folgt in der Benennung nach Sejanus der verdienstvolle Antiquar Giulio Cesare Capaccio **), während Fabio Giordano, der Zeitgenosse Carls V., von der Grotte des Sillanus spricht und sich vergeblich bemüht, einen glaubwürdigen Grund für diesen Namen aufzufinden, der vielleicht einer falschen Ueberlieferung des ältern seinen Ursprung verdankt.

Untersuchungen über die Entstehung der meisten Benennungen antiker Denkmäler würden größtentheils auf sehr zufällige

*) De magnificentia etc. cap. 12.
**) Capacio, Puteolana historia. Nap. 1604 p. 189.

Veranlassungen zurückführen, welche die ersten Gelehrten oder Reisenden, die sich mit ihrer Erforschung befaßten, bei der Bestimmung leiteten, die dann durch keine wissenschaftliche Berichtigung verwischt werden konnte. So haben sich Capaccio's Tempelnamen der verschiedenen Bäderreste in der Umgegend Bajae's und Pozzuoli's bis auf unsere Tage erhalten, und die Tempel Agrigent's aus der Blüthezeit hellenischer Kunst sind noch nicht von der Last römischer Bezeichnungen befreit, die ihnen der gelehrte Thomas Fazello um die Mitte des sechzehnten Jahrhunderts aufgebürdet. Auf gleiche Weise verdanken viele Sagen, die in den verschiedenen Theilen Italiens im Munde des Volkes leben und oft den Reisenden auf uralten Ueberlieferungen zu beruhen scheinen, dem Erfindungsgeiste einzelner für den Ruhm der Vaterstadt oder der Provinz erhitzter Schriftsteller ihren Ursprung. Die seltsamen Erzählungen des Hirtenvolkes in den Gebirgen am obern Tiberthale konnte ich größtentheils auf die künstlichen Lügengewebe zurückführen, mit welchen Annius von Viterbo vor Jahrhunderten die Urgeschichte Etruriens bereichern wollte. Bei den Bewohnern der Felsenschluchten des Garganus begegnete ich den Erfindungen des Sarnelli im Munde des Volks, bei Otranto denen des Beatillo. Zur Benennung der Grotte nach Sejanus konnte entweder die Beschreibung des Festes in einer Grotte Campaniens veranlassen, wo sich Sejanus über Tiber hinwarf, um ihn mit dem eigenen Körper beim drohenden Einsturze des Gebirgs zu schützen; oder man folgerte aus der Erzählung vom Tode Tibers im Landhause des Lucullus, daß ein so bedeutendes Werk in der Nähe der vom Kaiser bewohnten Villa von dem Günstling herrühren müsse, dessen Macht und Einfluß sprichwörtlich geworden waren. Zwar wissen wir aus Tacitus, daß die durch jenes Fest berühmte Grotte zwischen Fondi und Terracina lag, und daß Tiber im Landhause des Lucullus zwischen Bajae und Misenum, und nicht im andern neben der Grotte des Posilipo starb; aber man pflegte damals bei den Benennungen keine sehr sorgfältige Kritik anzuwenden.

Neuere neapolitanische Schriftsteller, die mit mir hinsichtlich der Verwerfung der früheren Namen übereinstimmen, behaupteten dagegen, auf eine irrige Deutung der obenerwähnten Stelle des Strabo gestützt, daß diese und nicht die andere Grotte des Posilipo von Coccejus erweitert wurde, eine Meinung, mit deren ausführlicher Widerlegung ich mich im bereits erwähnten Aufsatze beschäftigt habe.

Wahrscheinlich ist es dagegen, daß die nach Sejanus benannte Grotte dem reichen Lucullus ihren Ursprung verdankt, dessen neapolitanische Villa schon vor Paoli, der zuerst mit künstlerisch gebildetem Urtheile über die Alterthümer von Pozzuoli sprach, in der Nähe dieser Grotte bestimmt ward.

Wenn hier Lucullus die Meeresküste durch jene riesenhaften Werke umgestaltete, die seine Zeitgenossen und die an gewaltige Bauunternehmungen gewöhnten Römer der folgenden Jahrhunderte zum Erstaunen fortrissen, so konnte er auch diesen unterirdischen Pfad öffnen, um rascher nach der reizenden Ebene der Bagnoli vorzudringen; denn weit dehnte sich der Weg über den Gebirgsrücken, und entfernt war selbst die andere Grotte, deren Durchbrechung Mazochi irriger Weise dem Lucullus beilegt, obgleich Plinius ausdrücklich bemerkt, daß die Villa wenig Flächenraum umfaßte.

In dieser Meinung bestärken uns drei Felsengänge, welche aus dem Innern der Grotte nach verschiedenen Puncten der von Lucullus verschönerten Küste führten, so daß vermittelst der Grotte außer dem Durchgange nach der Ebene der Bagnoli, auch eine schattige Verbindung der einzelnen Theile der Villa erreicht werden konnte. Der erste dieser Wege mündet in der Grotte 250 Palmi vom Eingang an gerechnet und durchläuft 1506 bis zur Meeresküste. Der zweite Pfad, der von diesem 404 Palmi entfernt ist, mißt 108 P. Der dritte findet sich wieder nach einem Zwischenraume von 462 P. und ist 740 P. lang. Alle drei Felsengänge sind nicht über zehn Palmi hoch und sieben breit.

Zwar sprechen Plinius, Vellejus Paterculus und Varro in

ihren kurzen Andeutungen über die Werke des Lucullus nur von den Umwandlungen der Gestade; aber im Angesichte jener Werke, und insbesondere der umfassenden Fischbehälter, welche ein vorzügliches Augenmerk jener Zeiten waren, erscheint die Grotte als untergeordnet, doch könnte man auch eine Beziehung auf diese in einer Stelle des Plutarch im Leben des Lucullus finden.

Wir wissen, daß Cato nach dem Tode des Lucullus als Vormund der Kinder den großen Fischvorrath verkaufte, aber von der Veräußerung der Villa selbst, die bei großem Kostenaufwande wenig Ertrag gewährte, wird nichts bemerkt. Gewiß ist, daß die andere, früher von Marius besessene Villa des Lucullus zwischen Bajae und Misenum später dem Tiber angehörte, der hier starb, und die Villa am Posilipo möchte nachmals das Eigenthum des Asinius Pollio gewesen sein, dessen ausgedehnter Landbesitz, nach Dio Cassius, den ganzen Posilipo umfaßte und nach seinem Tode in die Hand des Augustus überging. Somit dürften die spätern Ausbesserungen der Grotte auf Befehl der Kaiser selbst angeordnet sein.

Die vielfachen Ueberreste großartiger Anlagen, die noch jetzt die Küste bedecken, scheinen schon in spätern Jahrhunderten des römischen Alterthums für kleinere Bauten mehrfach verändert und verwendet worden zu sein. Aus den Zeiten des Lucullus oder der Kaiser möchte ein Amphitheater herrühren, das zur Unterhaltung eines kleinen Kreises von Zuschauern bestimmt war, und durch drei überdeckte Logen nach Art des Sugestums, worauf sich das Pulvinar des Kaisers erhob, bemerkenswerth ist. Tufbrüche haben das Herabstürzen der Hälfte des Gebäudes veranlaßt. Stein an Stein wird von dem Schauplatze versinken, der durch kurze Augenweide an menschlichem Kampfe und Blut von dem Riesentheater der Natur ablenkte, die in ewig neuem Reize die zackigen Berge, das schimmernde Meer und den dampfenden Vulkan vorführt und sie in riesenhaften Contrasten zusammenstellt.

Alessandro Stradella.

Ballade

von

Adolph Hirsch.

„Flieh', mein Freund, mein Alessandro!
„Mußt Florenz noch heut' verlassen,
„Eh' des stolzen Medicäers
„Mordgesellen dich erfassen.
„Deine Lieb' zu Cosmo's Nichte
„Führt zum Grabe statt zum Lichte,
„Und noch heut', er hat's beschworen,
„Soll dein Herz ein Dolch durchbohren!"

„„Laß dein Bangen,"" — spricht Stradella, —
„„Ihr nur kann ich angehören,
„„Mich soll nicht des Herzogs Drohen,
„„Keine Macht der Welt bethören.
„„Nur zum Manne, nie zum Feigen,
„„Kann sich Liebe segnend neigen,
„„Und Sie meiden, Sie verlassen?
„„Eher die Musika hassen!""

„„Folge mir nach Sankt Lorenzo,
„„Daß dein Herz der Furcht vergesse,
„„Hör' mit mir zum ersten Male
„„Dort des Freundes letzte Messe.

„„Hab' in heilig warmem Lieben
„„Jüngst das Werk für sie geschrieben,
„„Und fürwahr, sie wird nicht fehlen
„„Heut' im Kreis' der frommen Seelen!""

In dem Dome sind die Freunde
Dicht am herzoglichen Chore,
Und der Fürstin, sonnenstrahlend,
Oeffnen sich die hohen Thore.
Doch mit magdlich holder Demuth,
Und im Antlitz bleiche Wehmuth,
Nimmt sie Platz auf sammtnem Stuhle —
Drunten aber kniet ihr Buhle.

Kaum vermag des Domes Halle
All' die Beter aufzunehmen,
Die, nicht zählbar, zu der Kirche
Gnadenvollem Borne strömen;
Denn Stradella's Gottesfängen,
Seinen überird'schen Klängen
Lauschen selbst ergraute Sünder,
Werden dort noch einmal Kinder.

Horch! da klingt das Agnus Dei
Von der Orgel flötend nieder,
Seel'ge Engelschaaren breiten
Ueber'n Dom ihr Lichtgefieder.
Und der Orgel Töne mengen
Sich mit süßen Kindersängen,
Jede Brust geheim beschleichend
Und sie wundersam erweichend.

Schon gezückt hat der Bandite
Das Stilet zu frev'lem Morden,
Als ihm leis die Hände sinken
Bei den heiligen Accorden;
Wie das Eis von Sonnenbolzen
Ist sein wüstes Herz geschmolzen.
Während sich die Augen nässen
Hat sein Blutgeld er vergessen.

Und je rührender die Klänge
Näher, immer näher zittern,
Desto ferner schleicht der Mörder
Wie vor Frühlingsungewittern;
Denn er weiß es, diese Töne
Voll unendlich hoher Schöne
Rief Stradella in das Leben;
Ihm kann er den Tod nicht geben.

„Alessandro! fort, entfliehe!"
Flüstert jetzt der Freund beklommen,
„Siehst du im Gedräng' den Bravo?
„Deine Stunde ist gekommen,
„Siehst am Gurt den Dolch ihm blitzen?
„Cosmo weiß die Zeit zu nützen;
„Ach! um deiner Liebe willen
„Mögest du mein Fleh'n erfüllen! —"

Da, verklärt, zu ihm der Meister:
„„O! wie kannst du jetzt mich stören,
„„Wo der Himmel und die Erde
„„Beide, beide mir gehören?

„„Laß den Mörder zu mir treten!
„„In der Liebe und im Beten
„„Kann man schöner, frömmer sterben?
„„Laß ihn seinen Lohn erwerben! —““

Und der Freund kann es nicht wenden,
Senkt das Haupt zum Boden nieder,
Und mit lautem Munde fleht er:
„Gott, schick' deinen Engel nieder!“
Doch den Bravo, goldgedrungen,
Hat der Engel nicht bezwungen,
Und er zieht den Dolch, den kalten,
Um ein Leben früh zu spalten.

Still ... die letzten Töne quellen
Aus der Orgel hehrem Munde,
Alles lauscht, dem Himmel näher,
In des Domes weiter Runde.
Und der Haß, er ging verloren,
Und die Liebe ward geboren,
Und der Bravo, überwunden,
Ist wie Schatten stumm verschwunden.

Aus der Kirche strömt die Menge
Heim auf buntverschlung'nen Wegen;
Nur Stradella blickt zur Fürstin,
Als fleht' er um ihren Seegen.
Und vom hohen Chor verhohlen
Glitt aus einem sammtnen Mieder
Eine Rose, süß verstohlen,
Zu Stradella duftig nieder.

Gedicht

von

Carl Gottlob Albrecht.

Den Zweifler mit des Schicksals Groll,
Mit Erd und Himmel zu versöhnen,
Gelang Ihm, Lieb' und Glaubens voll,
Mit seines Liedes Engeltönen.
Doch ließ Er auch mit Zorngewalt
Der Harfe tiefste Saiten dröhnen,
Als es die Rettung der Hellenen
Aus ihrer Dränger Ketten galt.
So weihte Er der Welt aus gleichen frommen Trieben
Sein edles Zürnen, wie sein Glauben, Hoffen, Lieben.

Die Gartenbank von Longwood

von

Eduard Gottwald.

Es stand auf der Terrasse
Von Cumberlands Palast
Ein Mann mit ernstem Sinnen,
Von tiefem Weh erfaßt.

Sein Haar war unter Stürmen
Und Schlachtgewühl erbleicht,
Und hatte vor den Jahren
Des Alters Grau erreicht.

Im Abendstrahle glühte
Der Themse Mastenwald,
Doch bleibt's in seinem Herzen
Bei diesem Anblick kalt.

Und Londons Häusermasse,
Vom Nebel eingehüllt,
Giebt ihm von Englands Größe
Ein herzlos stolzes Bild.

Er deckt mit seinen Händen
Sein altes Ordensband,
Als möcht' er es nicht schauen
Hier in Albions Land.

Du ließest ihn verbluten,
Ruft er mit Schmerzenslaut,
Als durch Verrath vernichtet
Er dir sich anvertraut.

Gefesselt ihn noch fürchtend,
Wies weit im Ocean
Dein Haß dem Tiefgebeugten
Den öd'sten Felsen an.

Dem überwund'nen Helden,
Der machtlos vor dir lag,
Von dessen Riesengeiste
Ein Pol zum andern sprach.

Der mit Verlust der Krone
Den Herrscherwahn gesühnt,
Er hatte von dem Sieger
Ein mild'res Loos verdient.

Der von dem Thron Gestürzte,
Er hat von seiner Macht
Nichts als des Kummers Qualen
Nach Helena gebracht.

Er seufzt, fühlt sich ermattet
Von innerm Leid und sank,
Nach Ruh' vergeblich sehnend,
Auf eine Gartenbank.

Sie stand verschmäht, verlassen,
Für ihn doch, tief erschlafft,
Enthielt die Bank so plötzlich
Fast überird'sche Kraft.

Die Bilder früh'rer Zeiten
Umschweben lächelnd ihn,
Er sieht im Siegesglanze
Die stolzen Adler zieh'n.

Er weilt am Nilesstrande,
Am Tajo, Po und Rhein,
Und schlummert unter Träumen
Im Abenddunkel ein.

Und als der junge Morgen
Mit neuverjüngter Pracht
Aus düstern Nebelwolken
Der Welt entgegenlacht.

Da ruht mit sel'gem Lächeln
Auf jener Gartenbank
Erstarrt der alte Krieger,
Befreit vom Kummersdrang.

Die Bank, auf der so lange
Sein großer Kaiser saß,
Und hier im ernsten Buche
Vergang'ner Zeiten las,

Sie ward zum Sterbebette
Dem, der vor Gram erblaßt,
Und steht noch jetzt verlassen
In Cumberlands Palast *).

---

*) In der Suisse Cottage des Cumberlandpalastes steht noch jetzt die Gartenbank von Longwood, auf welcher Napoleon gewöhnlich zu ruhen pflegte, und auf welcher er, um bequemer zu lesen, eine Sprosse durchbrach, zu seiner Armstütze.

Der Zinsgroschen

von

Braun von Braunthal.

Anhält der Mittler; seine Züge
Hat heil'ger Gram bereits gebleicht,
Was will von ihm der Mann der Lüge,
Der grinsend ihm ein Goldstück reicht?

Zwar seine Seele liegt am Tage,
Die wie sein Blick voll Falten ist;
Der graue Heuchler wagt die Frage,
Die spürende, an Jesus Christ:

„Sag', ist es recht, daß man dem Kaiser
„Zins gebe, Meister, ist es recht?"
Und Jesus spricht, ein freier Weiser,
Zum schlauen Pharisäerknecht,

Ihn fassend mit dem Seherblicke,
So ernst, so tief und doch so mild:
„„Weß ist das Bild auf diesem Stücke?""
Der Mann versetzt: „Des Kaisers Bild."

„„Nun denn““ sagt Christ „„gieb Gott was Gottes,
„„Dem Kaiser, was des Kaisers ist!““
Damit nun biegt der Mann des Spottes
Und des Verraths scheu ab vom Christ.

Das Bild hat keine weit're Lehre,
Als die aus Jesu Worten spricht;
Sie lautet klar: „Gieb Gott die Ehre
„Und thu', was deine Bürgerpflicht!“

Ansichten

von

J. P. Eckermann.

Göthen und Schillern kam es sehr zu statten, daß sie in einer prosaischen Epoche geboren wurden, in einer Epoche des Realismus. Deßhalb hat das Ideale in ihnen auch einen so tüchtigen Kern. Manche junge Dichter der jetzigen Zeit dagegen eignen sich, ohne jenen realistischen Boden, das Ideelle dieser großen Vorgänger zu und suchen sich darin zu begründen und darauf weiter zu bauen. Und das kann nichts werden! Wände wollen sie machen, aber nicht aus Steinen und Kalk, sondern aus schönbeblümten Tapeten.

Auch die Form giebt Würde.

Das Fischermädchen

von

R. Köhler.

Du braunes Fischermädchen,
Mit Meer und Sturm vertraut,
Wärst du doch meine süße,
Herzallerliebste Braut!

Ach! treibe deinen Nachen
Heran an's sich're Land,
Und reich' zum schönsten Bunde
Mir freudvoll deine Hand.

Mein Herz gleicht ganz dem Meere,
Hat Sturm und Ebb' und Fluth,
Doch, rein in seiner Tiefe
Der Liebe Perle ruht.

Tiedge's Widersacher

von

A. G. Eberhard.

„Der Sänger der Urania,"
Erklären X. und Y.
Bis Tz. (mit und ohne Von),
„War kein Genie, kein Dichter ja!"

So wird an Tiedge's Ehrenkranz,
Den Tausende ihm zuerkannt,
Der hell sein Haupt umgab mit Glanz,
Gezupft von manches Kritlers Hand!
Der sonst so hochgeprief'ne Greis,
Der Sänger der Urania,
Ein hartberaubter steht er da!
Man gönnt ihm nicht das Lorbeerreis,
Das seiner Laut' und Leier Klang
Im Musentempel ihm errang! —

In seines Ruhmes Jahren — ei,
Da war wohl noch ganz dumm die Welt!
Sie schwur, vom Simplon bis zum Belt,
Daß er ein ächter Dichter sei!

TAYLOR INST. OXF

Die Kinderwelt erfreute sich
An seiner leichten Fabel schon;
Der Grenadier des Friederich
Nannt' ihn der Musen Lieblingssohn;
Die Tönemeister fühlten sich
Vom Wohllaut seines Lied's entzückt,
Und manches wurde schön geschmückt
Mit schmeichelnd süßer Melodie,
Und manches, wie der Erd' entrückt,
Erklang in höh'rer Harmonie!
Zum Herzen sprach die Elegie,
Die seiner sanften Laut' entklang.
Ein überraschend heller Blitz
War seines Satyrs leichter Witz;
Und was er hochbegeistert sang
Vom Sternenhimmel und von Gott,
Von Tugend und von Ewigkeit —
Verstummen macht' es Zweiflers Spott
In frevelnd=zweifelvoller Zeit,
Und hob, in heil'ger Freudigkeit,
Vereinigt wie zu einem Chor,
Viel tausend Herzen hoch empor!

Und der das konnt', und der so sang,
Verschmähend äuß'rer Ehre Schein,
Getrieben nur vom innern Drang,
Wie's hell ihm Geist und Herz durchklang —
Der sollte, wie jetzt Manche schrei'n,
Ein Dichter nicht gewesen sein?!
Und wer ihn sonst dafür erklärt,
Der wär' als Kritiker nichts werth?! —

Glück auf, du dampfbewegte Zeit!
Wie mußt du sein so überreich
An Werken für die Ewigkeit,
Von Geistern, Musengöttern gleich,
Daß dein sublimer Kunstgeschmack
So Tiedge's Werk', als Tiedge's Geist,
Mit in den großen Ausschuß-Sack
Werthlosen Strebens keck verweist! —

Doch, weh' auch so des Zeitgeist's Wind:
Er macht nicht Jeden taub und blind.
Des Schmähers Name wird verweh'n;
Doch weit und breit, so lange man
Noch Geistig-Schönes würd'gen kann,
Wird **Tiedge's** Name fortbesteh'n!

Die Musik

von

K. G. Neumann.

Ueber die Geister
Uebt der Töne Meister
Zaubergewalt.
Gefühlen, die verborgen schliefen
In des innern Herzens Tiefen,
Giebt er im Augenblick Gestalt.

Er führet schnell durch alle Regionen
Der Leidenschaft, erweckt und stillet sie,
Läßt Freud' und Kummer bei einander wohnen,
Und beide zwingt die Kraft der Harmonie,
Daß sie dem Schönen unterworfen bleiben,
Nicht regellos das Herz im Sturme treiben.

Der heil'gen Andacht Chor erhebet
Das Herz zu seinem höchsten Schwung;
In überird'schen Welten schwebet
Melodische Begeisterung.
Die Engel stimmen feiernd ein;
Ja, Engel müssen nahe sein.

In Schlachten muß die Tuba schallen,
Daß voll von Muth und Feuer wallen

Die Herzen beim Trompetenklang.
Der Feige selbst wird fortgerissen,
Er muß an's Heldenheer sich schließen
Und geht mit Lust den ernsten Gang.

Wenn die Liebe den Busen engt
Macht sie durch Töne sich Luft,
Nicht Namen hat, was das Herz so drängt;
Wer hat je in ein Wort gezwängt,
Was zur süßen Vereinigung ruft?
Doch hörst du der Liebe Wonne und Qual
Im Flöten der Nachtigall im Thal,
In milder Abendluft.

Wollen wir fröhlich sein,
Laden wir Sänger ein,
Nur rohe Schwelgerei'n
Wecket der Wein,
Wenn nicht Melodieen klingen,
Die selbst Rohe zur Ordnung zwingen.

Der Schwermuth düstern Nebel hellt
Der Töne wundervolle Welt,
Dem Freundes Wort, der Liebe Trost verschließt
Die Krankheit des Bedrängten Ohr,
Doch richtet er ergriffen sich empor,
Wenn milder Töne Macht melodisch sich ergießt.

Fröhlich im Tanzen
Schwebt an des Jünglings Arm
Das holde Mädchen

Im frohen Schwarm.
Harmonisch muß der Tact die Schritte leiten,
Wenn wir im Tanz den hellen Saal durchgleiten.

Die Geisterwelt, die das Auge nicht sieht,
Die Töne schließen sie auf,
In oft geahnte Sphären zieht
Musik die Seele hinauf.
Taub ist der Tod! — Wenn die Posaune klingt,
Ihr Ton erweckend in die Gräber dringt,
Lebt Alles, was schlummerte, auf!

Lasset uns dem Meister danken,
Der uns zum Gefühl entzückt,
Der den körperlosen Gedanken
Schön mit Farb' und Wärme schmückt,
Der uns ahnen läßt, wie droben
Harmonie'n den Schöpfer loben.

Alte christliche Hymne

des

Bernhard von Clairvaux

(1093—1153).

Lied von der Verachtung der Welt

Cur mundus militat.

übersetzt von

C. Fortlage.

Sage, was kämpft die Welt um eitler Ehre Pracht,
Deren Glück schnell versinkt in des Vergessens Nacht?
Nichts, als Zerbrechlichkeit, ist ihre starke Macht.
Schlechten Gefäßen gleich, aus Töpferthon gemacht.

Sag', was ist Salomon, voll Weisheit wunderbar,
Und Simson, welcher einst unüberwindlich war,
Sag', wo ist Absalom, lieblich im Lockenhaar,
Und wo ist Jonathan, ein Mann so treu und wahr?

Wie mancher Krone Gold, wie mancher Kränze Laub,
Wie mancher Städte Glanz, wie mancher Beute Raub,
Wie manches Fürstenwort, wie mancher fromme Glaub'
Sinkt, wie ein Auge blinkt, plötzlich in Asch' und Staub.

O! mit der Ehre Glanz, wie bald ist's abgethan!
Und einem Schatten nur gleichet ihr Freudenwahn,
Der uns die Seligkeit kürzt, die wir einst empfahn,
Und uns seitabwärts führt auf des Verderbens Bahn.

Speise der Würmer, Wurm, der du am Staube klebst,
Du Nebeldunst, was ist, daß du dich so erhebst?
Weißt du doch nicht einmal, ob du noch morgen lebst,
Darum thu' Allen wohl, so lang du lebst und strebst.

Was du verlieren kannst, sieh' nicht für eigen an,
Denn die Welt giebt und raubt, launisch wie ein Tyrann.
Denk' an das hohe Ziel, heb' das Herz himmelan,
Glücklich ist, wer die Welt gründlich verachten kann.

Cäsars Tod

von

Karl Haltaus.

Welch' ein Drängen heute, welch' ein Laufen
In der Weltstadt an dem Tiberstrom?
Dichtgeschaart, wie Mauern, steh'n die Haufen,
Welch' ein Fest begeht das stolze Rom?
Keine sieggekrönten Kriegerhorden
Schreiten zu den sieben Hügeln hin,
Und kein Redner spricht mit Freiheitsworten
Zu dem Volk der Völkerkönigin.

Zum Theater des Pompejus wallen
Senatoren kummerschwer hinein,
Furcht und Zittern herrschen in den Hallen,
Auf den Herzen lastet's wie ein Stein.
Weh'! was glänzet dort auf jenem Throne?
Eine Krone und ein Scepter drauf?
Ist es möglich, Rom und eine Krone?
Sonne, stehe still in deinem Lauf!

„Rom kann nur durch einen König siegen,
„Nur ein König rächen Crassus Tod,
„Und das wilde Parthervolk bekriegen!"
Der Sybille Götterspruch gebot.
Von der Freiheit, Römer, wollt ihr lassen,
Von der Freiheit, eures Lebens Mark?
Eurer Väter Fluch wird euch erfassen,
Die für Freiheit glühten löwenstark!

Freiheit wollt ihr freveln Sinn's vernichten,
Schamlos opfern für ein Königthum?
Furchtbar wird der Götter Zorn euch richten,
Habt zertreten ihr das Heiligthum!
Wenn einst Cäsars Auge zu euch lächelt,
Ihr euch sonnt in seiner Gnade Schein,
Wenn des Hofes Weihrauchluft euch fächelt,
Könnt ihr, Römer, dann wohl glücklich sein?

Nur auf Freiheit fußet Heldenstärke,
Fußen Ehre, Ruhm und Glanz und Pracht,
Römertugenden und Römerwerke,
Die das kleine Rom so groß gemacht.
Mit der Götterscheu sank eure Tugend,
Mit der Freiheit fällt auch euer Recht,
Und ihr schleichet zum Gespött der Jugend,
Marklos, ein entartetes Geschlecht.

Lebt kein Römer mehr, der Dolche zücket
Und sein Leben weiht der Republik?
Welcher Wahn hat Römersinn berücket,
Daß kein Arm greift in das Weltgeschick?
Wo sind Römer, die wie Brutus wagen,
Die wie Cato fürchten nicht den Tod?
Kann auch Brutus schlafen noch und zagen,
Wenn der Sturz der Freiheit Rom bedroht?

Rom, noch bist du nicht so tief gesunken,
Daß kein Römerbusen schlüge mehr.
Sieh' die Männer dort, in sich versunken,
Das sind Felsen im empörten Meer!

Tief gehüllt in ihrer Togen Falten,
Mit verstörtem Blick, doch festem Gang,
Schreiten sie, gleich höheren Gestalten,
Zum Theater hin dem Volk entlang.

Was sie sinnen, liegt im Schoos des Dunkeln,
Eine Römerthat, die muß es sein.
Zorn und Rache aus den Augen funkeln,
Blutigroth ist ihrer Blicke Schein.
Cäsar, deine Würfel sind gefallen!
Welcher Nachen trägt dich und dein Glück?
Eile nicht in des Pompejus Hallen,
Dich erfaßt ein ehernes Geschick.

Dunkle Kunde bringt zu seinen Ohren,
Böse Zeichen schickt der Götter Hand:
Cäsar bleibe, sonst bist du verloren,
Stehst an eines schwarzen Abgrunds Rand!
Stöhnend fuhr empor aus Traumgedanken
Nachts Calpurnia, das Römerweib;
Denn sie sah des Hauses Giebel wanken,
Und im Blute schwimmen Cäsars Leib.

Cäsar wankt, er sieht der Gattin Zähren,
Hört ihr Bitten, hört ihr heißes Fleh'n;
Eine Krone liegt auf Roms Altären,
Doch die Gattin siegt, er will nicht geh'n.
Da naht Brutus, von der Furcht getrieben,
Raunt ihm spöttisch zu: „es harrt die Stadt!
„Soll denn der Senat die Wahl verschieben,
„Bis ein Weib einst bess're Träume hat?“

Cäsar geht, — ihn zieht ein finst'res Fatum,
Reißt hinweg ihn von Calpurnia,
Geht — und sieht Spurinna: „Trifft das Datum?
„Deines Märzes Iden sind nun da!"
„„Da, doch nicht vorbei!"" — raunt der verstohlen.
Cäsar geht, — Artemidorus bricht sich Bahn:
„„Unglück heftet sich an deine Sohlen,
„„Lies die Schrift!"" — Doch Cäsar geht und hält nicht an.

Und er schreitet in die hohen Hallen,
Setzt sich auf den Ehrenstuhl von Gold,
Um ihn steh'n die Römer wie Vasallen,
Selbst die Götter scheinen heut' ihm hold.
Großer Tag, an dem ein neu Jahrhundert
Für das stolze Römerreich bricht an,
Und ein Heros, von der Welt bewundert,
Völkern zeigt: Die Freiheit sei ein Wahn!

Plötzlich jene Männer ihn umkreisen;
Schweren Kummers nahet Cimber sich:
„Heute, wo dich Millionen preisen,
„Ruhmgekrönter, zeig' auch gnädig dich!
„Fluchbeladen irrt in fremden Landen
„Noch mein Bruder, lös', o lös' den Bann!"
Mehr als sechzig fleh'n für den Verbannten,
Drängen küssend näher sich heran.

Hart bleibt Cäsar, ob die Hände ringen
Und ob Cimber bittend vor ihm kniet,
Von dem Stuhle will er schnell aufspringen: —
Plötzlich Cimber an der Toga zieht.

Wie wenn Eumeniden rasend toben
Mit der Rache wildem Feuerbrand,
Die Verschwornen wüthend sich erhoben,
Als in Cäsars Hals stieß Casca's Hand.

„Ha, Verräther," brüllt mit Donnerstimme
Cäsar, und erwiedert schnell den Stoß,
Aber mit gereiztem Tigergrimme
Stürzen die Verschwornen auf ihn los,
Zücken ihre scharfgeschliffnen Stahle,
Lechzend nach des Freiheitsräubers Blut.
Grausen und Entsetzen herrscht im Saale,
Der Senat flieht vor der Mörder Wuth.

Cäsar, der so oft den Tod erblickte,
Wenn er focht für Ehre, Reich und Thron,
Bebt, — als Brutus auch den Mordstahl zückte,
Und ruft seufzend aus: „auch du mein Sohn?"
In die Toga hüllt er Haupt und Glieder,
Trägt ergeb'nen Sinn's das Hochgericht,
An Pompejus Säule sinkt er nieder,
Wo im Todeskampf sein Auge bricht.

Was er kühn gethürmt, fiel schnell zusammen,
Rom zerbrach das Joch der Tyrannei,
Und im Feuermeer von Oriflammen
Schwor herauf der Freiheit Feldgeschrei.
Der den Fuß auf freie Männer setzte,
Ward gefaßt vom ehernen Geschick,
Doch das Römervolk, das tief verletzte,
Blieb ein faules Holz der Republik.

An Tiedge
1835

von

Otto von Rutenberg.

Mich zog in's Thal der Nachtigall Gesang,
Mich zogen hin der Lerche letzte Lieder; —
Die Sonne neigte sich zum Untergang,
Aus reiner Luft stieg sie zur Erde nieder.

Und nicht versengend war ihr Abendkuß,
Mich blendeten nicht ihre letzten Strahlen,
Auf Wolkenbildern lag ihr Abschiedsgruß
Wie reines Gold auf Perlenmutterschaalen.

Da dacht' ich dein! — in dessen Abendglanz
Mein Herz noch manches schöne Wort gelesen,
Ich sah nicht deines Mittags Strahlenkranz,
Dein Abend sagt mir, wie der Tag gewesen.

Die Sonne sank, — die Sterne blühten auf!
Auch du entschlummerst unter deinen Kränzen,
Doch ewig wird in der Gestirne Lauf
Urania im Silberlichte glänzen. —

Gedicht

von

Ludwig Tieck.

Ich ging im Morgenlichte
Heut' durch des Gartens Thau,
Da rief es: wieder dichte
Und sing' die Blumenau!

Ich klagte: welche Reime
Sind mir noch zu Gebot?
Fort flogen Jugendträume,
Dichtkunst und Lieb' ist todt.

Mag denn die Jugend singen,
Mir winkt der Ernst bedächtig,
Es will kein Vers gelingen,
Im Alter, stumm und nächtig. —

Da sah' ich Liebeszeichen
So glänzend, duftig, rosend,
Sie wollte Venus reichen,
Süßlächelnd, schalkhaft kosend.

So lang' die Blumen blühen
Sing' ich mit trunk'nem Sinn, —
So lang' die Rosen glühen
Bleibt Lieben auch Gewinn.

Die Rosenblum' im süßen
Lichtglanz sei mein Gesang,
Sie deutet seelig Küssen,
Den holden Liebeszwang.

Mit jedem Lenz erwachen
Die Rosenkinder roth,
Sie seh'n dich an mit Lachen,
So frisch wie Morgenroth.

Nie stirbt der Liebe Seele,
Du bleibst in Sehnsucht jung,
Drum nicht die Jahre zähle
Und nicht der Monden Schwung.

ΑΝΑΓΚΗ

von

Ludwig Storch.

Erhab'ne Herrscherin der Welten,
Du eiserne Nothwendigkeit,
Du Mutter aller wahren Helden,
Du Schöpf'rin jeder großen Zeit!
Du wandelst ernst im hehren Schweigen
Von Land zu Land, von Herd zu Herd,
Wird auch dein heilig Götterzeichen
Im Christentempel nicht verehrt.

Du wählst dir aus der bunten Menge
Mit raschem Griff den Liebling aus,
Und schleuderst ihn im Sturmgedränge
Und führest ihn durch Nacht und Graus.
Du taufest ihn mit Feuerregen,
Du wirfst ihn nackt in grimmen Frost.
Verzichtung ist dein Muttersegen,
Entbehrung deines Sohnes Kost.

Sie wandeln nicht auf Blumenbeeten,
Die du mit Götterhand ergriffst,
Du stürzest sie in tausend Nöthen,
Wenn du mit ihnen vorwärts schiffst.

Du winkst, und Riesenwogen wälzen
Sich auf des Lieblings schwaches Schiff,
Du wirfst es in des Ufers Felsen,
Und es zerschellt am scharfen Riff.

Wenn du den Schiffer nicht erschlagen,
Wenn ihn die Tiefe nicht verschlang,
Dann führst du ihn zu kühnerm Wagen
Im neuen wilden Lebensdrang.
Er keucht empor auf rauhen Pfaden,
Von Sonnenflammen überglüht,
Zu wandeln auf der Berge Graten,
Wo ihm kein Halm entgegenblüht.

Nur Lebensdrang stählt die Gefühle
Der Wahrheit und des ew'gen Rechts,
Nicht von des Reichthums weichem Pfühle
Ersteh'n die Helden des Geschlechts.
Still wandeln sie als Morgensterne
In kalter Früh' dem Tag voran;
Sie brechen in die lichte Ferne
Durch Trümmerhaufen neue Bahn.

Sie tragen des Gedankens Kerzen
Kühn in der Geister dumpfe Nacht,
Und alles Große ward mit Schmerzen
Von ihnen nur zur Welt gebracht.
Dafür dem Hasse und dem Hohne
Verfallen und des Pöbels Spott,
Sie sah'n den Kerker meist zum Lohne,
Den Scheiterhaufen, das Schaffot. —

In meine heitern Knabenspiele
Du drängtest schon dein ernst Gesicht;
Rings frohe Augen lachten viele,
Dein düst'res Auge traf sie nicht.
Nur meines sah' hinein erschrocken
Und war gebannt von deinem Blick.
Du strichst aus meiner Stirn die Locken
Und schriebst auf sie dann mein Geschick.

Da flossen banger Ahnung Schauer
Mir schmerzlich süß durch Mark und Bein,
Und in die Schatten stiller Trauer
Du hülltest meine Jugend ein.
Auf meiner Stirn dein dunkles Zeichen,
In meinem Herzen dein Gebot,
Mein Loos erkannt' ich: Dulden, Schweigen
Und Drang und Kampf mit bitt'rer Noth.

Wenn in die kindlichen Gesänge
Der Freude süßer Mund gelacht,
Da sandte Dein Befehl mich strenge
Allein hinaus in Sturm und Nacht.
Und daß am Maas des Leid's nichts fehle,
Gefüllt schon bis zum hohen Rand,
Warfst du in meine Kinderseele
Der Lieder unheilvollen Brand.

Als Jüngling mit des Zornes Grollen
Hab' ich mich gegen dich gebäumt;
Es glüht in mir ein starkes Wollen
Dem Ziel zu, das ich einst geträumt,

Da hast du mir die Frucht, die süße,
Vor meinen Lippen weggeraubt.
Du warfst mich unter deine Füße
Und tratst mich höhnend auf das Haupt.

Am Boden hab' ich mich gewunden,
Schmerzzuckend mich emporgerafft,
Das Band, mit dem du mich gebunden,
Gesprengt mit junger Simsonskraft.
Du hast zum Lohn für das Gelingen
Mit neuer Noth mich überhäuft;
Und so war ich in Kampf und Ringen
Schon früh zum Mann herangereift.

Geworfen aus der Freude Tempel
Erstrebt ich kühn des Ruhmes Haus,
Doch hier auch schloß dein düst'rer Stempel
Auf meiner bleichen Stirn mich aus.
Ich sah auch hier mich streng verstoßen
Auf dein erschütterndes Geheiß.
Viel Andre pflückten spielend Rosen:
Mir reichtest du ein Dornenreis.

Ich sah' des Glückes Kinder schwelgen
Am reichbesetzten Lebenstisch;
Mich tränktest du aus dürft'gen Kelchen
Mit Wermuthlabe kalt und frisch.
Laut jubelten die reichen Erben
In Saus und Braus bei Becherklang,
Indeß ich von der Armuth Scherben
Mein karges Mahl hinunterschlang.

Doch Heil mir! welche reiche Ernte
Warfst du dafür mir in den Schoos!
Durch dich in Schmerz und Nöthen lernte
Ich früh mich fühlen frei und groß.
Du hast mich durch die ew'gen Bande
Vom ird'schen Sclavenjoch befreit,
Die ich als Herrin nur erkannte,
Du göttliche Nothwendigkeit.

Du wirst mir rauhe Pfade wählen
Bis an des Ziels verhüllten Stein,
Du wirst mir Kraft und Willen stählen,
Zum Kampfe stets bereit zu sein.
Und kann ich auch dein strenges Walten
Mit mir nicht immer klar verstehn:
Doch fühl' ich deinen Hauch, den kalten
Bezwingend meine Stirn umwehn.

Laß mich durch deine Nächte schreiten,
Das Haupt erhoben stolz und kühn!
Laß deine Wetter mich begleiten!
Laß deine Blitze mich umglüh'n!
Wenn Sturmeswuth und Meereswogen
Mir immer Haar und Kleid zerzaust:
Du hast das Herz mir groß gezogen,
Daß mir's in keinem Sturme graus't.

Der Luftschiffer.

Mitgetheilt

von

Frau von Woltmann.

Der Luftball steigt: es jauchzt erstaunt die Menge,
Der kühne Segler sitzt im leichten Kahn.
Er schaut hinab auf's wogende Gedränge
Und dann hinauf die schrankenleere Bahn.

Nun gilt's, mein Luftroß, mit des Windes Flügel
Zur Sonne steigen gleich dem starken Aar.
Geschnallt sind fest der Sattel und die Bügel
Die freie Brust erbebt nicht der Gefahr.

Jetzt sind wir frei. — Hier streift die lichte Wolke,
Der Sturmwind geht hier ungemeßnen Gang!
Kein Erdenlaut ertönt hier, als beim Volke
Der freien Adler und in meinem Sang.

Sie braußt dahin, die Erd' in ihrem Sturme,
Und reißt uns fort mit Blitzesschnelligkeit,
Der Wüste schnellstes Roß, es glich dem Wurme,
Begönn's mit dir, mein luft'ges Roß, den Streit.

Schon schnaubst du, Dampf entbrannt, aus deinen Nüstern,
Du bebst entzückt in wilder, feur'ger Lust.
Und immer mehr entweicht die Erd' im Düstern
Und fremde Aetherluft füllt meine Brust.

Ein dunkler Punct erscheint sie nun, die Erde,
Das weite Meer ein lichter Streifen zeigt,
Zum Chaos wird's. — Einst rief das mächt'ge Werde!
Hervor ein Sein, dem dies tief unten gleicht.

Wir sind allein, im ungemeßnen Raume
Schwebt hier ein Mensch, gleich wie ein neuer Stern.
Es ist erreicht, wohin im kühnen Traume
Der Geist, gewagten Sprungs, sich schwang so gern.

Ich bin allein! Doch nur ein Gott mag's tragen,
Ein Gott nur, der die Welt umfassen kann.
Klein ist der Mensch; sein allerkühnstes Wagen
Stößt immer an des Ird'schen Schranken an.

Der Stern' und Sonnen wunderbares Sausen
Füllt meine Seel' mit Schmerz und Bangigkeit.
Die Geister rief ich — nun erfaßt mich Grausen,
Das nicht mein Geist den mächtigen gebeut.

Welch' furchtbar Glühen in dem weiten Runde! —
Kometen schweifen mir so schaurig nah! —
Mir schlägt des Weltgerichts, die letzte Stunde,
Da ich so grause Herrlichkeiten sah'.

Die Erde, ach! ich habe sie verloren,
Wo mag sie schweifen ihre ferne Bahn?
Hier stirbt, ihr fern, ein Mensch, den sie geboren,
Der ihrer Brust entfloh in tollem Wahn! —

Da schwand der Traum; längst war der Ball gesunken
Und ruht; der Schiffer athmet freudig auf,
Den grünen Boden küßt er Wonne trunken
Und läßt des Dankes Zähren freien Lauf.

Mondnacht.

Mitgetheilt von Derselben.

Wenn im Mondschein träumend die Fluth sich regt,
Leisen Hall's die Wog' an das Ufer schlägt,
Und so still hinabblickt das bleiche Licht:
Was da unten schläft möcht' es wecken nicht.
Du siehst einer wachenden Mutter Bild,
So ernst, so lieblich, so hold, so mild.

Die heiße Thräne.

Ballade

von

Wohlthat.

Es kommt ein Schiff gezogen
Vom schönen Frankenland,
Es theilt die mächt'gen Wogen,
Es eilt zum öden Strand,
Wo wild die Wellen schlagen,
Wo laut die Brandung brüllt,
Wo Felsenriffe ragen
In Meeresschaum gehüllt.

Als wären sie geladen
Aus fernem Ocean,
So führen die Najaden
Das Schiff auf seiner Bahn,
Und schneller theilt die Fluten
Des Meers der starke Kiel,
Durch des Aequators Gluthen
Fliegt er zu seinem Ziel.

Auf dem Verdecke gehet
Mit ernstem, nassem Blick
Ein Königssohn; er stehet
Und blicket starr zurück,

Und sieht die Wasserwüste,
Des Meeres weiten Plan,
Doch nirgends eine Küste
Im großen Ocean.

So steht er da und sinnet
Voll Wehmuth, bang und schwer,
Und eine Thräne rinnet
Ihm aus dem Aug' in's Meer,
— Kaum hat das Meer verschlungen
Die Thräne, schwer und heiß,
Da ist ein Ton erklungen
So zart, so schüchtern leis'.

Es theilen sich die Wellen,
Ein Meerweib taucht hervor
Und blickt mit wunderhellen
Doch feuchtem Aug' empor.
Der schwarzen Locken Fülle
Umgiebt das schöne Weib; —
Was soll die Trauerhülle
Um ihren schlanken Leib?

„Du hast aus meinem Schlummer,
„O Fremdling, mich geweckt;
„Nun sag' mir, welcher Kummer
„Dir tief im Busen steckt?
„Ich habe lang' geschlafen
„Im Meeresbette tief,
„Eh' mich aus meinem Hafen
„Solch' eine Thräne rief!"

„Ein Kriegsschiff Englands führte
„Einst einen Mann am Bord,
„Der aber stand und rührte
„Kein Glied, und sprach kein Wort.
„In seinem Schmerze schaute
„Er starr auf's weite Meer,
„Und in dem Auge thaute
„Ihm eine Thräne schwer."

„Seit jener Thräne sangen
„Die Nymphen nicht im Chor,
„Und die Najaden drangen
„Zum Lichte nicht empor.
„Du, Fremdling, hast vernichtet
„Der Thräne schweren Fluch!
„Warum hast du gerichtet
„Hierher des Schiffes Flug?"

„„Du fragst nach meiner Thräne,
„„Du blasse, schöne Frau?
„„Kennst du den Strand der Seine
„„In Frankreichs schönstem Gau?""
„Ob ich ihn kenne, Knabe?
„Ich hab' ihn oft gehört!
„Doch der ruht lang' im Grabe,
„Der ihn das Meer gelehrt!"

Und Jener staunt, und wieder
Spricht er: „„Am Seinestrand
„„Da wohnen meine Brüder,
„„Die haben mich gesandt,

„„Zu eilen durch die Wellen,
„„Zu eilen ohne Rast;
„„Und mag das Schiff zerschellen
„„Und brechen jeder Mast,““ —

„„Nach Sanct Helena's Strande
„„Treibt mich des Herzens Zug,
„„Nach jenem öden Lande
„„Lenk' ich des Schiffes Flug!
„„Dort schläft, der Frankreichs Krieger
„„Zum Siege einst geführt:
„„Ich hole nun den Sieger,
„„Daß seine Asche ziert

„„Den Dom der Invaliden,
„„Deß' hohe Kuppel glänzt;
„„Da soll er ruh'n in Frieden,
„„Im Grabe noch umkränzt.
„„Daß es ihn einst verstoßen,
„„Schmerzt Frankreich tief und schwer;
„„Jetzt will man ihn, den Großen,
„„Nicht lassen mehr im Meer.““

„„Man will die Schmach nicht haben,
„„Daß ihm im fremden Land
„„Ein einsam Grab gegraben!
„„Nein, seiner Krieger Hand
„„Wird ihn zur Ruhe betten
„„Bei seinem Kaiserthron:
„„Ich löse seine Ketten,
„„Ich, eines Königs Sohn.““

„„Zwar konnt' ich nichts vollbringen,
„„Was dieser Ehre werth;
„„Doch wenn's die Götter bringen,
„„Daß ich mein gutes Schwert
„„Für meines Volkes Ehre
„„Müßt ziehen einst im Streit; —
„„Dann, großer Kaiser, schwöre
„„Ich dir mit heil'gem Eid:""

„„Will ich mein Herzblut geben
„„Gern auf des Kampfes Feld,
„„Und opfern gern mein Leben;
„„Mein Vorbild bist du, Held!"" —
So sprach von der Fregatte
Der edle Königssohn,
Der kaum geendet hatte, —
Da klang ein fremder Ton,

Der durch die Nerven bebte,
Durch Mark und Beine drang,
Der durch die Lüfte schwebte
Wie heller Glockenklang.
„Auf, auf! ihr Meersgenossen
„Legt eure Trauer ab;
„Napoleon den Großen
„Holt man aus seinem Grab!"

Weit über's Meer erschallte
Das frohe ernste Wort,
Und in den Tiefen hallte
Es jede Woge fort.

Und wundersüße Klänge
Erfüllten rings die Luft,
Es schwebten die Gesänge
Tief aus der Meeresgruft.

Als Joinville lauschte
Der reinen Harmonie,
Da in die Wasser rauschte
Das Weib; er sah' es nie. —
Mit vollen Segeln theilte
Das Schiff den Ocean,
Mit Windesschnelle eilte
Es hin auf seiner Bahn.

Anekdote

von

Ferdinand Freiligrath.

(Aus einem Sonetten=Cyklus.)

Von Nassau's Burg der edle Herr vom Steine
Und noch ein Wack'rer, derb und turnerfahren,
Ein Bürgerkind mit langen Burschenhaaren —
Die fuhren einst zusammen auf dem Rheine.

Wie war er grün von Wallnußlaub und Weine!
Wie grau von Trümmern, die nicht Vesten waren!
Anschaut' in seinem Spiegel sich, dem klaren,
Raubnest um Raubnest, schroff, in rost'ger Bräune.

Dem Stein, wie billig, schwoll die Freiherrnader:
„O Glück, ein Kind sich des Geschlechts zu wissen,
„Das also trotzig Quader hob auf Quader!"

Der Andre drauf: „Meins hat sie abgerissen!
„Und das ist m e i n Stolz — doch darum kein Hader!" —
Der Freiherr hat die Lippe sich gebissen.

Friedrich Wilhelm IV.

von

Dr. J. Müller.

Zu Aachen saß im Krönungssaal
Der König Friedrich froh beim Mahl,
Und um ihn her in Herrlichkeit
Manch deutscher Fürst von nah und weit.
Er lud sie ein als Gäste
Zu einem rhein'schen Feste.

So saß einst Rudolph auch allhier,
Der deutschen Fürsten höchste Zier,
Und ihm erscholl ein Preisgesang
Aus Sängers Brust zum Becherklang.
Mir soll's drum keiner wehren,
Dich, Friedrich, heut' zu ehren.

Im lieben deutschen Vaterland
Ersann zu Köln am Rheinesstrand
Ein frommer Meister kühn und hehr
Zu Deutschlands Ruhm, zu Gottes Ehr'
Den Plan zu einem Werke
Des Frommsinns und der Stärke.

Und was der große Geist ersann,
Zur That zu werden rasch begann,
Es ragte bald ein Gotteshaus

In's weite frohe Land hinaus,
Und Axt und Hammer klingen
Das Bauwerk zu vollbringen.

Doch Zwietracht kam in's deutsche Land
Und lähmte die geschäft'ge Hand;
Der Hammerschlag, der Meisel ruht,
Den Bau empfahl man Gottes Huth.
Wo Krieg die Fackel schwinget
Kein großes Werk gelinget.

Es trauerte der ganze Rhein,
Die munt're Arbeit stellt man ein,
Und kaum noch ward die Hoffnung laut:
Ob je den Dom man fertig baut.
Rings herrscht ein tiefes Schweigen,
Kein Meister will sich zeigen.

Doch sieh! da schreitet froh und hehr
Ein deutscher Fürst voll Huld daher;
„Ich," spricht er, „will der Meister sein,
„Mit meinem Volke im Verein
„Will ich voll Gottvertrauen
„Den Dom schon fertig bauen!"

„Bringt Hammer mir und Kelle her,
„Das Werk ist groß, die Arbeit schwer,
„Drum laßt entfliehen nicht die Zeit,
„Denn Alles ist zum Bau bereit."
Horch! Kell' und Hammer klingen!
Nun gieb du, Gott, Gelingen!

So baut der Fürst mit eigner Hand,
Aufjauchzt entzückt das Vaterland:
„Heil, Meister dir! Heil dir und Ruhm!
„Du baust dem Volk ein Heiligthum,
„Steckst auf in diesem Werke
„Die Eintracht ihm und Stärke!"

Und Alles regt sich, wirkt und schafft,
Mit jeder Stunde wächst die Kraft,
Die sich dem hohen Werke weiht;
Zum Dome strömt von nah' und weit
Das Volk aus allen Gauen
Und ruft: „Laßt mit uns bauen!"

Bald ist das Meisterwerk vollbracht,
Bald glänzt der Dom in schönster Pracht,
Seht, wie der Thurm sich stolz erhebt!
Hört ihr die Glocke, die dort schwebt?
Sie ruft mit Feierklängen
Das Volk zu Dankgesängen.

Sag' an, mein Lied, wer ist der Held,
Der dieses Werk so wohl bestellt? —
Des Königs Friedrich Wilhelms Macht
Die ist es, die den Bau vollbracht.
Laßt uns den Meister loben,
Der Lohn kam ihm von Oben!

53640531

458/61

5.–

Cat. I 762
29519